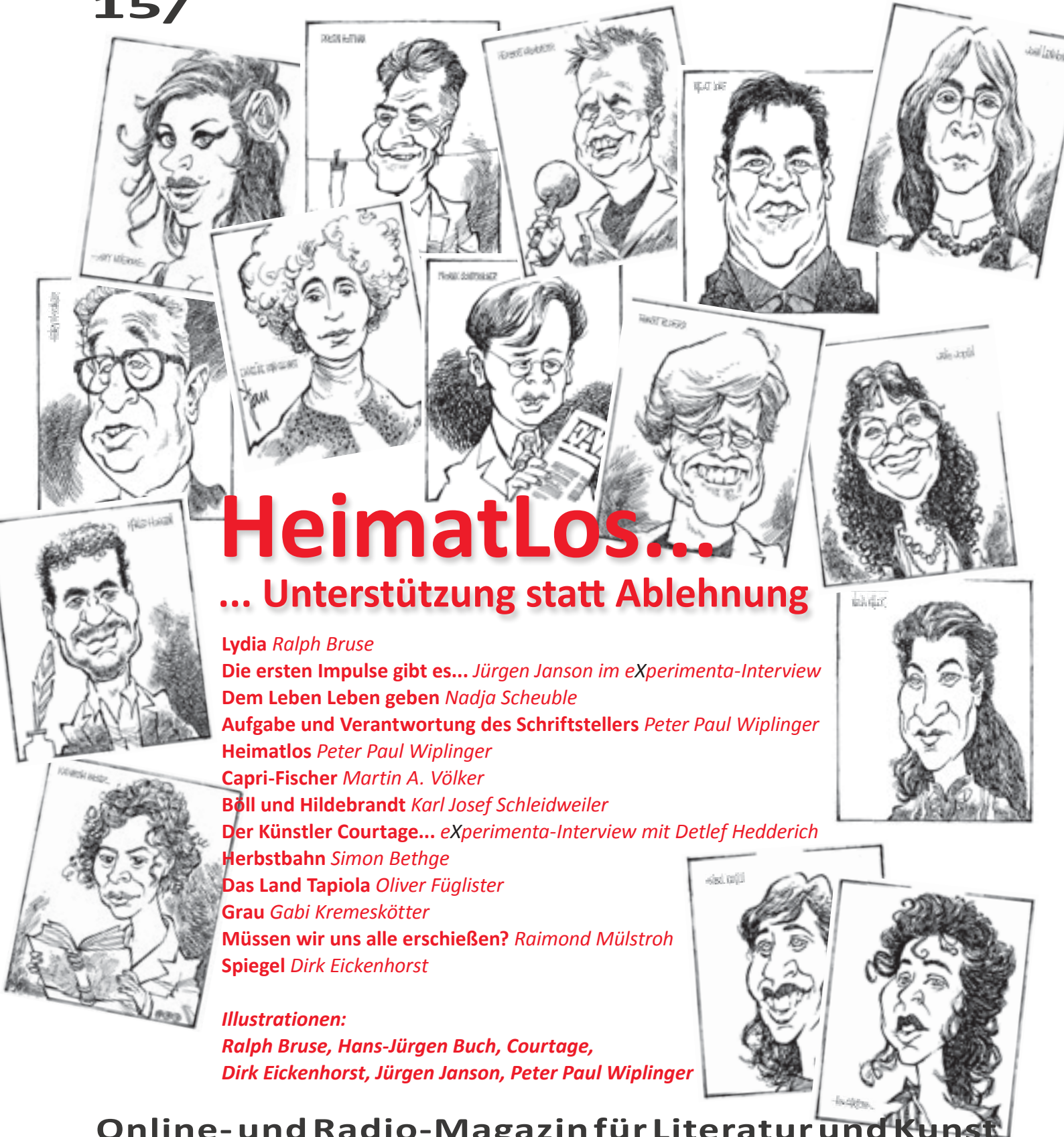


eXperimenta

09/
15/

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins



HeimatLos... ... Unterstützung statt Ablehnung

Lydia Ralph Bruse

Die ersten Impulse gibt es... Jürgen Janson im eXperimenta-Interview

Dem Leben Leben geben Nadja Scheuble

Aufgabe und Verantwortung des Schriftstellers Peter Paul Wiplinger

Heimatlos Peter Paul Wiplinger

Capri-Fischer Martin A. Völker

Böll und Hildebrandt Karl Josef Schleidweiler

Der Künstler Courtage... eXperimenta-Interview mit Detlef Hedderich

Herbstbahn Simon Bethge

Das Land Tapiola Oliver Füglistner

Grau Gabi Kremeskötter

Müssen wir uns alle erschießen? Raimond Mülstroh

Spiegel Dirk Eickenhorst

Illustrationen:

Ralph Bruse, Hans-Jürgen Buch, Courtage,

Dirk Eickenhorst, Jürgen Janson, Peter Paul Wiplinger

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für Kreative Schreiben www.inkas-institut.de

Inhalt	Seite
Titelbild: Jürgen Janson, Portraits	
Editorial Gabi Kremeskötter	3
Impressionen Ralph Bruse	4, 5, 7, 66
Lydia Ralph Bruse	6
Am Anfang war das Die Rüdiger-Heins-Trilogie Teil Zwei	8
Die ersten Impulse gibt es bei einer Tasse Kaffee Jürgen Janson im Interview	9
Die Klassikerin Caroline von Günderode	11
Schachteltexte Peter Paul Wiplinger	12 – 15, 21, 22, 37, 72
Dem Leben Leben geben... Nadja Scheuble Teil Zwei	16
Leser(innen)briefe	20
... über seine „Schachteltexte“ Peter Paul Wiplinger	20
Aufgabe und Verantwortung des Schriftstellers Peter Paul Wiplinger	23
Heimatlos Peter Paul Wiplinger	25
Aufruf der eXperimenta	25
Capri-Fischer Dr. Martin Völker	26
Böll und Hildebrandt Karl Josef Schleidweiler	29
Bin mir nicht Heimat Sigune Schnabel	30
Der Künstler Courtage... im eXperimenta-Interview Detlef Hedderich	31
Gedichte Ingrid Thiel	35
Herbstbahn Simon Bethge	38
Das Land Tapiola Oliver Füglistner	39
Damit Martina Arp	45
Grau Gabi Kremeskötter	46
Schreiben, unbedingt – Elfriede Brüning Marlene Schulz	47
Müssen wir uns alle erschießen? Raimond Mülstroh	48
Illustrationen/Portraits Jürgen Janson	50, 51, 59, 73
Spiegel Dirk Eickenhorst	52
Über Kunst Walter Meissl	54
Ceija Stojka – Zeitzeugin und Mahnerin Peter Paul Wiplinger	60
Pro Lyrica GDL Lyrikseminar	62
Seminar Kunst – Literatur – Musik Mario Andreotti	63
Aufruf der eXperimenta-Mitarbeiter(innen)	64
Ankündigung für Oktober	65
Wettbewerbe und Stipendien	67
Zurückgelassen Elin Bell	76
 Impressum	 61



Heimat ist ein Wohlfühlbegriff. Verspricht Sicherheit, Ruhe und Bekanntes. Ortsgebunden oder mit Menschen verknüpft. Für diesen Begriff gibt es viele Definitionen, jeder wird Heimat ein wenig anders beschreiben. Wie schwer muss der Zustand wiegen, ohne Heimat zu sein, sie verlassen zu müssen wegen Krieg, drohender Gewalt, Unterdrückung und Not.

HeimatLos – ein Zustand, den meine Generation in unserem Land nicht erleben muss. Ein Zustand, der bei uns Mitgefühl, Hilfsbereitschaft und Solidarität hervorrufen sollte. Unterstützung statt Ablehnung, Interesse statt Vorurteilen, Anteilnahme statt feiger nächtlicher Anschläge auf Flüchtlingsunterkünfte.

Bieten wir den schwarzen Schafen in unseren Reihen die Stirn und stellen uns vor all jene, die Zuflucht und Schutz in unserem Land suchen. Egal, welche Muttersprache wir lernten, wir alle brauchen einen sicheren Raum für reflektierte Entscheidungen, deren Konsequenzen wir selbstbewusst leben und aushalten können.

Für mich ist ein solcher Platz mein Wohnzimmertisch. Beinahe zwanzig Jahre alt, stand er schon an vielen Orten mit immer neuen Adressen. Bietet Platz für zehn Leute, massive Buche, ovale Form. Keine Ecken, dafür aber umso mehr Kanten, Kratzer und Kerben, die von einem lebhaften Gebrauch zeugen. Ich esse an ihm. Telefoniere oder finde mich in stundenlangen Gesprächen von Angesicht zu Angesicht mit meinen Freunden und meiner Familie wieder. Meist aufgeräumt, doch aufgrund seiner Größe auch vielfach als Ablagefläche für diverse Zeitungsausgaben, Notizzettel und Dinge, die ich nicht vergessen möchte.

Mein achtflammiger Kerzenständer, vier getrocknete Rosenblüten, mein Kaffeebecher und meist ein Telefon nehmen ständig Platz auf ihm ein. Ich habe ihn selbst ausgesucht damals, ein gutes Los mit ihm gezogen. Bin also mit meinem **HeimatLos** im Reinen. Los im Sinne der Situation, in der ich stecke, nicht heimatlos, weil ich meine Wurzeln kappen musste und nun ohne Heimat bin.

Mein Tisch gibt mir die nötige Ruhe und Tiefe, auch und immer wieder für die Arbeit an der **eXperimenta**. Hier entsteht ein Großteil jeder neuen Ausgabe, erdet er mich doch bei der Auswahl, welche Beiträge und Illustrationen hineinkommen in den nächsten Monat.

Die Entscheidung über ein Ja oder Nein fällt mir schwer. Absagen liegen mir nicht, auch ich schreibe ja hin und wieder Texte in der Hoffnung, sie mögen gefallen. In diesem Monat war die Auswahl besonders schwer. Die Qualität der Einsendungen ist hoch. Und doch ringe ich mich Monat für Monat dazu durch, hadere mit mir, stelle mir Reaktionen und Kommentare zur getroffenen Wahl vor.

Darum an dieser Stelle ein ausdrückliches Lob!

An all jene AutorInnen und KünstlerInnen, die Monat für Monat überraschen und ihre Kunst präsentieren. An die Mitglieder der Redaktion für die ehrenamtliche Arbeit Stunde um Stunde, Tag um Tag, Monat um Monat.

Nur in diesem Zusammenspiel können wir unser monatliches Magazin realisieren.

Die **eXperimenta** – virtuelle Heimat monatlich wechselnder Kunstschafter – ein schöner Gedanke!

Ihre Gabi Kremeskötter

Chefredakteurin





Foto: Ralph Bruse, Nachts in Walschbronn 3



Foto: Ralph Bruse, Nachts in Walschbronn

Lydia

Ralph Bruse

Hier fahren am Tag nur noch drei Bummelzüge durch. Morgens, sechs Uhr zwanzig, mittags, dreizehn Uhr zehn und zu Feierabend, der Siebzehnvierziger.

Der einzige Mann auf dem Bahnsteig blinzelt in die hochstehende Sonne. Seine wachsamen Augen scheinen aber auch gleichzeitig die fette Bahnhofsuhr zu fixieren. Der Mann wirkt nervös. In seinem Gesicht erkennt man tiefe Spuren des Alters. Aber da ist noch etwas Anderes. Das bisschen Haar, das ihm blieb, war mal schwarz. Jetzt ist es weiss. Ebenso sein wüster Kinnbart. Die trüben Augen weiten sich. „Lydia, Liebes“, raunt er selbstvergessen.

Der Zug kommt in Sichtweite. Gleich wird Lydia aussteigen. Sie werden sich lange umarmen und dann werden sie Hand an Hand nach Hause schlendern, so wie immer. Plötzlich wirkt der Mann zufrieden. Er spuckt in die Hände; wischt sein spärliches Haar glatt. Das Lächeln, zwischen den bläulich verfärbten Lippen, macht sich.

Der Zug fährt ein. Türen öffnen sich. Und schließen. Eine Handvoll Leute hetzt an dem Alten vorbei.

Lydia fehlt.

Die kurze Zufriedenheit wird von Unruhe gepackt. Hilflos jagt sein Blick umher. Da ist endlich ein bekanntes Gesicht! Er winkt dem Dicken vom Stellwerk zu. Der motzt schon von weitem: „Frag mich jetzt bloß nicht schon wieder, ob das der Dreizehnzehner war, Hans!“

Der Alte nuschelt vor sich hin. Er hat gar nicht richtig zugehört.

„War er das, der Dreizehnzehner?“

„Ja, zum Donnerwetter, das war dein Dreizehnzehner!“, schnauzt sein Gegenüber.

Schließlich besinnt er sich sanfterer Töne; atmet ein paarmal tief ein und aus, bis die roten Flecken seiner geschwollenen Halsgegend verschwinden. Eine der schwarzen Pranken landet auf der Schulter des Alten.

„Schon gut. War nicht so gemeint.“

Er schüttelt den Riesenschädel; mault im Weggehen: „Du mit deiner Lydia. Mensch, Hans ...“

Erst am Abend verlässt der alte Mann den Bahnsteig. Am nächsten Tag ist er wieder da. Auch am übernächsten. Seit Jahren geht das so. Daran ändert sich nichts, bis zu jenem Tag, im Spätsommer. Da fährt ein anderer Schaffner im einrollenden Dreizehnzehner-Zug mit. Ein sommersprossiger Spund, etwa um die Zwanzig. Hans fällt diese Neuigkeit sofort auf. Der Bengel sieht fast so aus, wie er selbst, in frühen Jahren – ein bisschen dünner; ja, und lang wie eine Latte. Trotzdem – Mütze und Dienstjacke in Dunkelblau stehen ihm gut.

Bevor der junge Lulatsch seine Kelle zur Weiterfahrt hebt, wendet er sich freundlich dem Alten zu.

„Sie wollen doch bestimmt noch mit. Denn aber schnell!“

Hans starrt ihn an; reagiert aber nicht.

Der Junge überlegt, ob er vielleicht noch sagen sollte, wohin die Fahrt geht – nicht lange – die Worte kommen ihm leicht über die Lippen.

„Nächster Stopp ist Buchenwald.“

Nichtsahnend stößt er Schleusen auf.

In den Augen des Alten blitzt es. Das Zittern seines Leibes bricht mit voller Wucht aus. Sein Mund klappt auf, als wolle er schreien; immerzu schreien.

Dann befreit sich das Schreien endlich!

Der junge Schaffner springt in den Zug. Der schreiende Mann macht ihm Angst.

Abends.

Der Bahnsteig ist menschenleer. Nur der Alte ist noch da; schläft sitzend auf einer Bank.

Die Ruhe kommt. Und ein Zug. Sein Zug.

„Lydia?“

Ihr Lächeln. Er reibt sich die Augen... Sie ist es!

Er rennt. Gegen die Wirklichkeit. Ins Leere. Und doch: in ihre Arme. Einmal Himmel und zurück.

Ralph Bruse schreibt Lyrik, Kurzgeschichten, auch längere Erzählungen – vorzugsweise tragikomisch. Hin und wieder Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien. Aktuell arbeitet Ralph Bruse an seinem Tatsachenbericht „Bis an die Grenze“.



Foto: Ralph Bruse, Nachts in Walschbronn 2

Die Rüdiger-Heins-Trilogie Teil Zwei

Am Anfang war das

Gedanken formen sich
zu Erinnerungen
:und die Erinnerungen
werden zu einer
 Sehnsucht

nach dir und dir und dir
und immer wieder nur

Am Anfang war das
Gefühl einer Erinnerung
an die Sehnsucht einer
 Erinnerung

ich und ich und ich
sehne mich

nach dieser Erinnerung
des Anfangs

dem Augenblick des Glücks

21, 22, 23
das ist der Augenblick

21, 22, 23
das ist das Jetzt

eine Gegenwart die aus
drei Sekunden besteht

Am Anfang war das
und ein Augenblick
der bleibt und bleibt
und bleibt und

drei Sekunden der Sehnsucht
drei Sekunden des Augenblicks

des Glücks

da ist immer etwas
vor und nach dem Glück

die eine Sekunde davor
und die andere danach

nur dieser eine Augenblick
dieser Hauch einer
Sekunde
einer hundertstel Sekunde
der Hauch eines Hauchs

der bleibt und bleibt

Am Anfang war das
Einfach nur das

Die ersten Impulse gibt es bei einer Tasse Kaffee

Jürgen Janson im eXperimenta-Interview

eXperimenta: Herr Janson, sie stellen uns nun schon seit geraumer Zeit ihre Karikaturen zur Verfügung, ohne dass wir sie bisher näher vorgestellt haben. Das wollen wir endlich nachholen. Wie sind sie Karikaturist geworden?

Jürgen Janson: Zur Karikatur kam ich „wie die Jungfrau zum Kind“. Einem Verlagsleiter in Niedersachsen hatte ich Illustrationen für ein Sagenbuch vorgelegt. Er bedauerte, dass die Neuauflage des besagten Buches erst in ein paar Jahren vorgesehen sei, verwies mich aber an den Chefredakteur einer angeschlossenen Tageszeitung.

Diese Zeitung suchte einen Zeichner für die Lokalkarikaturen. Und so ging es dann los. Meine Tätigkeit verlagerte sich mehr und mehr hin zur Karikatur. Ich beliebere jetzt fünfzehn Tageszeitungen, Sonntagszeitungen, Magazine und Buchverlage.

eXperimenta: Auf ihrer Website www.janson-karikatur.de finden sich Karikaturen seit 2006, was haben sie davor gemacht?

Jürgen Janson: Ausgeübt habe ich eine Tätigkeit als Mediengestalter und Illustrator.

Als Karikaturist arbeite ich seit Ende der neunziger Jahre. Die neue Website besteht erst seit 2012, ein paar Karikaturen habe ich von der alten Website übernommen. Da ich pro Jahr durchschnittlich 400 Karikaturen zeichne, wäre es ein Riesenaufwand gewesen, diese auf die neue Webseite zu übertragen.

eXperimenta: Die Vielfalt ihrer Themen spiegelt das Zeitgeschehen. Wie entscheiden sie sich für ein bestimmtes?

Jürgen Janson: Ich muss abwägen, was für die Tagespresse interessant ist. Von Fall zu Fall ist es mir egal und ich zeichne, was mich bewegt.

eXperimenta: Sie veröffentlichen fast täglich eine neue Zeichnung. Sind sie wirklich so schnell und setzen eine neue Idee spontan um oder reift sie langsam und wird lediglich aktuell angepasst?



Jürgen Janson: Die ersten Impulse gibt es bei einer Tasse Kaffee und den Frühnachrichten, eigentlich im Halbschlaf. Mir ist schleierhaft, warum es im „unteren Drehzahlbereich“ so gut funktioniert. Tagsüber kann es schwieriger werden mit den Ideen. Es hängt eventuell damit zusammen, dass die Fülle von Informationen aus dem Internet teilweise verwirrend ist, durch widersprüchliche Angaben und Auslegungen der jeweiligen Nachrichtenseiten. Schön wäre es, wenn eine Karikatur Zeit hätte um zu reifen. Hat sie aber meistens nicht.

eXperimenta: Welches Handwerkszeug ist für sie unentbehrlich? Arbeiten sie noch mit dem Bleistift, Buntstift und Anspitzer in alter Manier?



als eine Tageszeitung? Versuchen sie das mal mit einem iPad!! Auf der anderen Seite hat die digitale Information ihre Vorteile z.B. die Aktualität. Ich möchte nicht mehr auf die Informationsschnelligkeit des Internets verzichten. Einfach auch um wettbewerbsfähig zu sein.

eXperimenta: Wie sieht bei ihnen ein ganz normaler Arbeitstag aus?

Jürgen Janson: Der frühe Vogel fängt den Wurm. Ich stehe relativ früh auf der „Matte“. Kännchen trinken, Nachrichten hören und dann joggen, falls es der innere Schweinehund zulässt. Kann sein, dass ich anschließend schon mit der ersten Karikatur anfangen oder mich in die Niederungen



der Büroarbeit begeben. Auf jeden Fall wird es dann spätestens mit den Zwölfuhrnachrichten etwas hektisch. Die Nachrichten nach einem Thema filtern und dann geht es los. Vorzeichnung, Reinzeichnung, scannen und kolorieren. Die Karikatur per Mail versenden, faxen ist Geschichte, und dann anschließend die Website neu bestücken. Eventuell noch eine zweite Karikatur starten. Das alles muss gegen 16.00 Uhr gelaufen sein. Meistens klappt. Falls noch die nötige Energie vorhanden ist, arbeite ich abends für den nächsten Tag vor.

eXperimenta: In dieser Ausgabe ist unser Thema „HeimatLos“. Daher abschließend eine letzte Frage: Was bedeutet Heimat für sie?

Jürgen Janson: Heimat ist da, wo ich mich wohl fühle, wo ich geerdet bin.

eXperimenta: Herr Janson, vielen Dank für dieses Gespräch. Wir freuen uns, auch weiterhin ihre Illustrationen zu veröffentlichen.

Das Gespräch für die **eXperimenta** führte Gabi Kremeskötter.

Die Klassikerin

Karoline von Günderode (1780 - 1806)

Der Luftschiffer

Gefahren bin ich in schwankendem Kahne
Auf dem blaulichen Oceane,
Der die leuchtenden Sterne umfließt,
Habe die himmlischen Mächte begrüßt.
War, in ihrer Betrachtung versunken,
Habe den ewigen Aether getrunken,
Habe dem Irdischen ganz mich entwandt,
Droben die Schriften der Sterne erkannt
Und in ihrem Kreisen und Drehen
Bildlich den heiligen Rhythmus gesehen,
Der gewaltig auch jeglichen Klang
Reißt zu des Wohllauts wogendem Drang.
Aber ach! es ziehet mich hernieder,
Nebel überschleiert meinen Blick,
Und der Erde Grenzen seh' ich wieder,
Wolken treiben mich zurück.
Wehe! Das Gesetz der Schwere
Es behauptet nur sein Recht,
Keiner darf sich ihm entziehen
Von dem irdischen Geschlecht.

aus: Gedichte aus dem Nachlaß (1802)



Karoline von Günderode:

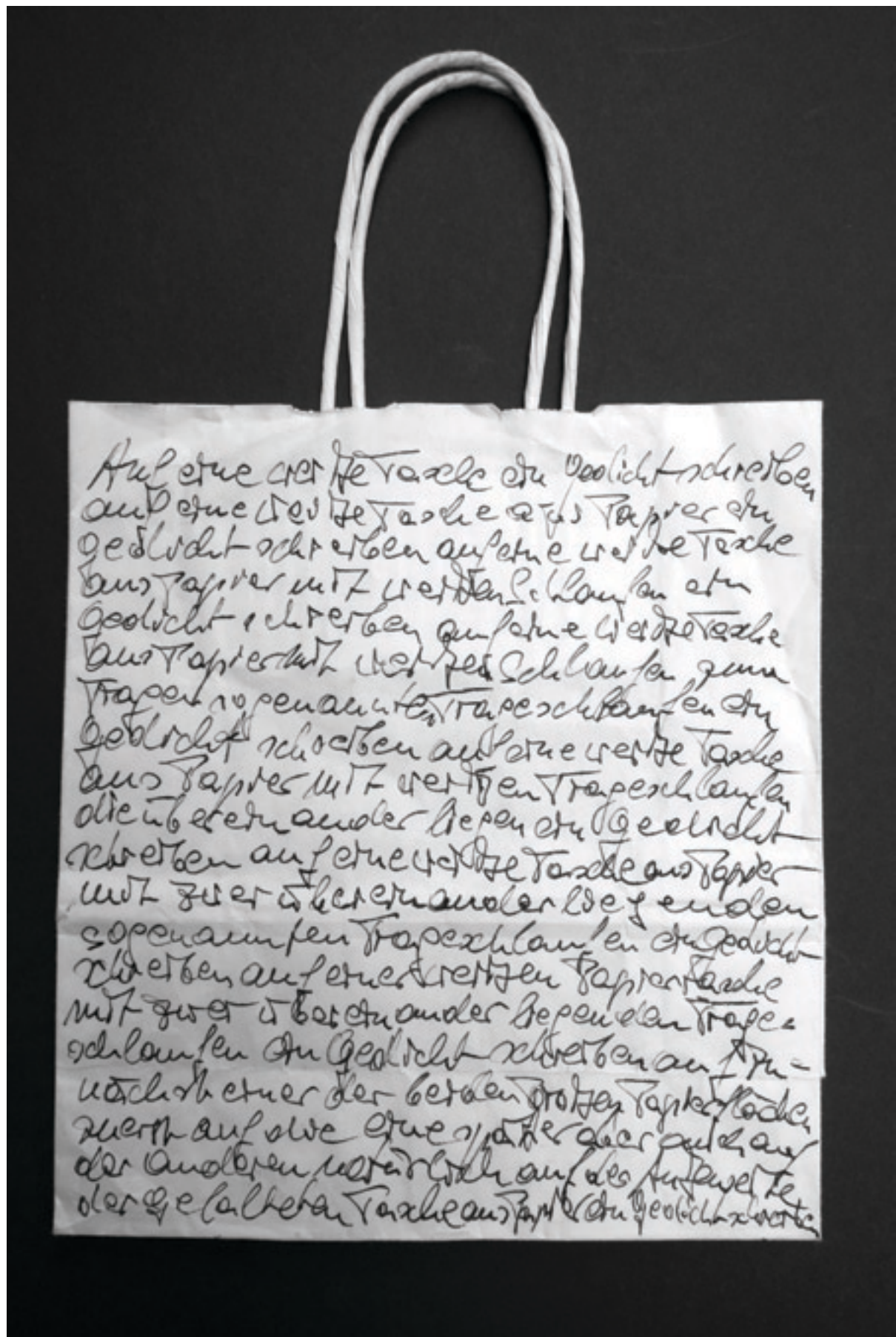
geb. am 11. 2. 1780 in Karlsruhe, frühe Freundschaft mit Clemens Brentano und Bettina von Arnim. Brentano entdeckt ihr dichterisches Talent, Goethe nennt ihr 1804 unter dem Pseudonym „Tian“ erschienenen Buch: „eine wirklich merkwürdige Erscheinung“, 1805 veröffentlicht sie die „Poetischen Fragmente“, am 26. Juli 1806 ertränkt sie sich im Rhein aus unglücklicher Liebe zu dem für sie unerreichbar erscheinenden Heidelberger Sprachforscher Friedrich Creutzer. Quelle: Wikipedia

8.7.21
H. - 2015 -
Platinum

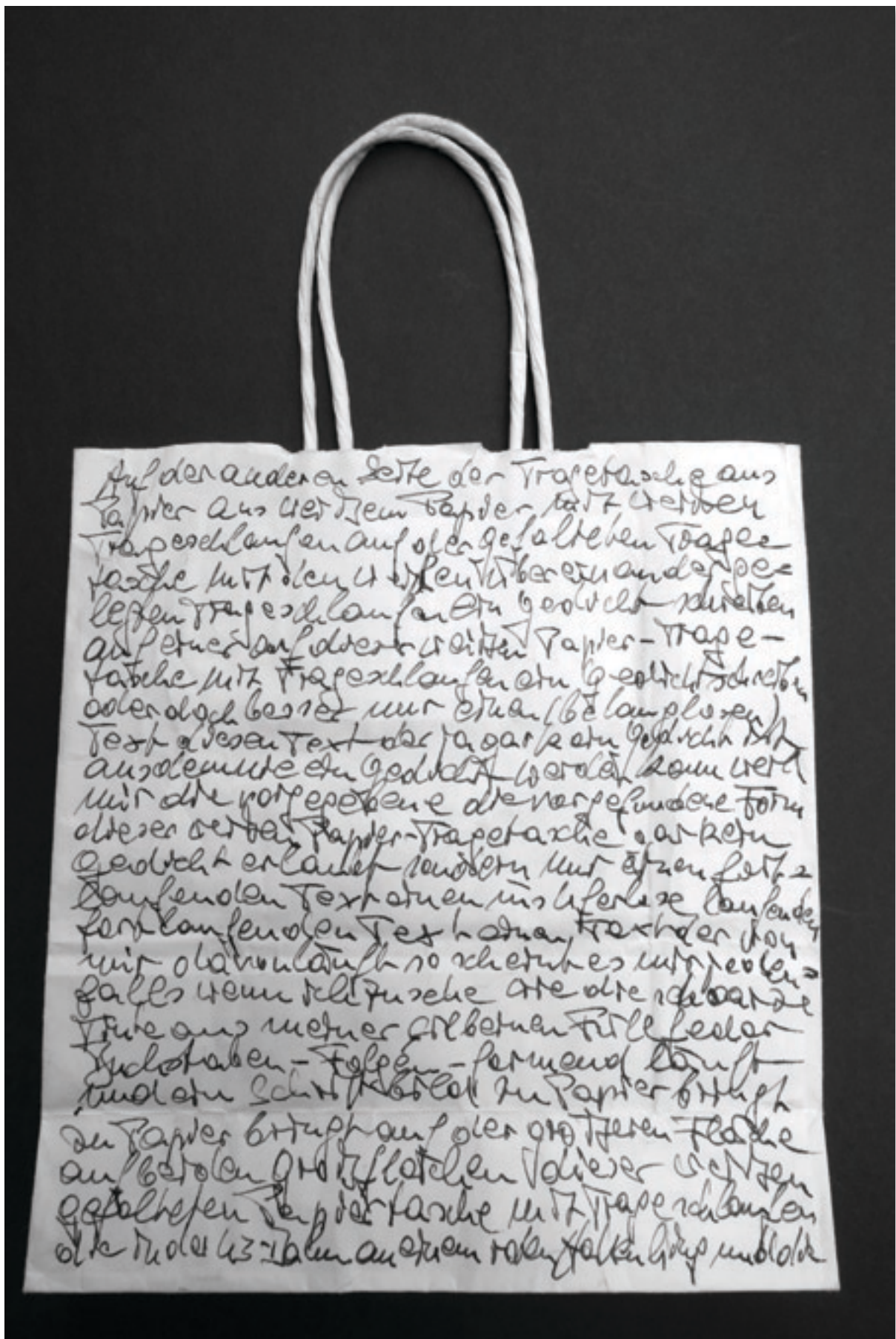
Der Abschied wird reifen in uns
Platinum Aureum und
Argentum hat 76 Luftrot
Blau Grau Hexaprim
Deine Werte Haut
Deine Tosen Lippen
provokativ sein Kunde
der
boten mich Küsse dich
und bette liegend in das
grelle weisse mit Lippen
stift bewachte Lippenstift
Ich bette liegend in dem
Gut heraus fließt und
Dunkelheit in deiner Lust
aber später er ist
durch Schmerz spüren,
denn die Lust geht leicht
und du ermattet da dich
am ich auf deine Frage,
ob ich dich liebe, schreie
und ich antworte das
gut ich liebe in deinem
und meinem Schreien
die Gabe ist kommt
erst mit dem Verlust
der Liebe alte Liebe die Lust
die Trauer der Schmerz
der Tod all dies ist der Preis der Lust

Mit Blindenschrift geschrieben
 Ich ermahnen Sie, dass ich
 dich liebe. - Ich schwöre
 Heer, Ich bin der Herr, Ich
 auch der Herr (Sulewski) =
 der Herr der Haut dort wo
 kein Sonnenlicht hin kommt
 meine Finger tasten nach
 den Fingerkuppen die Punkte
 die Punkte stehen auf dem Papier
 Sie tasten sie ab und ich schreie
 dabei die Augen wie ein blinder
 Mensch ob Haut oder Frau oder
 Kind mich vorstellen, blinder
 sein nichts mehr sehen können,
 von einem Augenblick auf den anderen
 und der dann bleibend für das
 ganze restliche Leben die rechte
 Dunkelheit in denen ich die Augen
 in der blinden Welt in die aber
 am blauen Himmel die Sonne aus der Licht kommt

23.1.2014
 11.11.



Peter Paul Wiplinger: Weiße Tasche I, Schachteltext



Peter Paul Wiplinger: Weiße Tasche II, Schachteltext

Dem Leben Leben geben... Teil Zwei

Nadja Scheuble

„Hier für sie, sozusagen als kleine Wiedergutmachung!“, erklärte er, als er ihr den Tumbler mit großer Geste vor die Nase stellte.

„Dankeschön.“

„Gern geschehen ... zum Wohl!“

„Dito!“

„Sind sie Dublinerin?“

„Ja, hier geboren und aufgewachsen und sie?“

„Ich stamme aus Cork und befinde mich hier nur auf der Durchreise.“

„Wohin?“

„Keine Ahnung!“

„Sind sie nicht schon etwas zu alt dafür, um nicht zu wissen, wohin sie der Weg führen soll?“

„Was hat denn das mit dem Alter zu tun?“

„Na ja, als junger Mensch kann man sich ja noch treiben lassen, aber ab einem bestimmten Alter sollte man doch ein Ziel vor Augen haben ...“

„Warum denn, weil es alle so machen?“

„Nein, weil das der Lauf der Dinge ist.“

„Der Lauf der Dinge? Also nach Freiwilligkeit klingt ihre Äußerung ja nun nicht gerade.“

„Aber nach vernunftbegabtem Handeln.“

„Was machen sie beruflich? Nein nicht antworten, lassen sie mich raten ... Bankerin oder Brokerin, nein Anwältin, sie sind Anwältin, oder?“

„Völlig falsch. Ich bin Journalistin.“

„Und haben sie Spaß daran?“, wollte er wissen und musterte sie aus schmalen Augen.

„Was heißt schon Spaß; ich habe nach dem Studium einen Job bei den „Dublin News“ ergattert und bin dort inzwischen Redakteurin. Schon als Kind habe ich gerne und viel geschrieben und so hat halt eins zum anderen geführt.“

„Auch noch einen?“, fragte er und hob sein leeres Glas empor.

„Ja, wieso eigentlich nicht!“, gab sie zurück und blickte ihm hinterher, wie er gut gelaunt zur Theke schlenderte und mit anderen Gästen plauderte, während er geduldig darauf wartete, seine Bestellung aufgeben zu können. Sie wunderte sich, eigentlich war das überhaupt nicht ihre Art, sich wildfremden Menschen anzuvertrauen. Sie fühlte sich gerade angenehm entspannt, aber vielleicht waren ihr auch nur Wein und Whiskey zu Kopf gestiegen. Durch das immer dichter werdende Gedränge kämpfte er sich, die beiden randvollen Gläser über dem Kopf haltend, zu ihr an den Tisch zurück.

„Bitteschön die Dame!“

„Dankeschön der Herr!“

„Wo waren wir stehen geblieben? Ach ja, bei ihrem Job...“

„Da gibt's eigentlich nichts hinzuzufügen. Was arbeiten sie denn?“

„Ich bin im kreativen Sektor tätig.“

„Also in der Bildenden Kunst. Welches ist Ihr Metier? Malen, Bildhauerei oder Musik?“

„Bildhauerei kommt der Sache am nächsten.“

„Am nächsten? Also ist es Bildhauerei, oder nicht?“

„Jei! Während das Ergebnis der Bildhauerei bleibend ist, ist es meine Kunst nicht. Alles ist vergänglich und daran sollte sich die Kunst ab und an auch orientieren, um nicht zu bloßem Ballast zu verkommen. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen.“

„Macht ihnen ihr Job denn Spaß?“

„Ja, durchaus! Denn ich bin frei darin, meinen Aufenthaltsort und meine Motive zu wählen. Wenn es mir dort, wo ich bin, gefällt, bleibe ich ein Weilchen, ansonsten ziehe ich weiter.“

„Klingt ziemlich unbeständig.“

„Das ist es, und genau das macht den Reiz aus. Jeder Tag und damit meine ich wirklich, jeder einzelne davon, ist völlig neu und anders. Alles ist möglich.“

„Aber fehlt ihnen denn so rein gar nichts? Ein Zuhause, ein fester Job. Kontinuität eben und Struktur.“

„Das sind Dinge für Feiglinge, die sich prinzipiell mit Netz und doppeltem Boden absichern wollen.“

„Also bitte ...“

„Ist das jetzt der besagte Fauxpas?“, fragte er und schaute sie schmunzelnd mit großen unschuldig dreinblickenden Augen an.

„Was? Ach so, nein, lassen sie es gut sein. Trinken sie aus, ich hole uns noch einen!“, erwiderte sie, stand auf und begab sich mit leichter Schlagseite zum Tresen.

Dort ließ sie den Blick durch den beinahe schon überfüllten Pub gleiten und völlig entspannt konnte sie seit langem wieder einmal tief und befreit durchatmen. Die Gläser in der Hand, umgeben vom Lärm der Live-Musik ging sie an ihren Tisch zurück, den sie leer vorfand. Darüber enttäuscht, dass er sich so rasch aus dem Staub gemacht hatte, setzte sie sich hin und trank einen großen Schluck der braunen Flüssigkeit mit dem torfigen Aroma der Wicklow Mountains. Zu ihrem eigenen Erstaunen musste sie feststellen, dass sie sich darüber freute, als er wieder auftauchte.

„Entschuldigung, ich hatte noch rasch etwas zu klären!“, er nahm das Glas in die Hand, prostete ihr zu und trank.

„Wo waren wir stehen geblieben? Ach ja, wir hatten es von den Feiglingen, die das Netz und den doppelten Boden bevorzugen! Ich kann daran nichts Falsches erkennen. Für mich beweist das vielmehr, dass jemand Verantwortung übernimmt und ein ordentliches und pflichtbewusstes Leben führt.“

„Klingt alles andere als spannend und für mich scheinen solche Menschen einfach nur Angst vor dem Kontrollverlust zu haben. Lassen Sie diese Leute mal arbeitslos werden, ich sage ihnen, das sind die ersten, die sich am nächsten Baum aufhängen!“

„Aber man benötigt doch eine gewisse Sicherheit im Leben, schließlich müssen Rechnungen bezahlt werden, man braucht zu essen und zu trinken und, zugegeben, ein bisschen Luxus ist schon schön.“

„Nur was nutzt einem der Luxus, wenn man keine Zeit dazu hat, diesen zu genießen, weil man zu sehr damit beschäftigt ist, Geld zu verdienen, um sich eben jenen Luxus finanzieren zu können? Verstehen Sie den Widerspruch, den das in sich birgt?“

„So gesehen haben sie Recht. Dennoch muss ich sagen, dass ich definitiv zu denen gehöre, die gerne wissen, dass sie ein festes Einkommen haben, denn das macht das Leben ungemein einfacher.“

„In wirtschaftlicher Hinsicht stimme ich ihnen natürlich zu, jedoch birgt das auch das Risiko, dass man sich nur noch über die Höhe seines Gehalts definiert und irgendwann dermaßen auf Materielles fixiert ist, dass man für die Schönheit des Alltäglichen blind wird.“

„Wie genau darf ich das verstehen?“

„Nun ja, sie als Journalistin haben bestimmt keine geregelten Arbeitszeiten, was sie vermutlich auch nicht weiter stört, denn so haben sie das Gefühl gebraucht zu werden und wenn sie dann frei haben, wird diese Zeit dazu genutzt, sinnvolle Dinge zu tun und zwar nach Plan. Wer sagt denn, dass ihre Bedürfnisse nach Plan zu befriedigen sind? Wo bleibt die Spontaneität, das Ausbrechen, einfach, weil sie das gerade jetzt brauchen?“

„Sie glauben wohl, mich zu kennen? Es ist schon ein bisschen anmaßend und überheblich, dass sie sich eine derartige Meinung von mir bilden und es klingt überaus klischeehaft und despektierlich. Dass sie als Künstler sich zu derartigen Plattitüden hinreißen lassen, bedient ebenfalls ein Klischee, nämlich das des ewig nach der Wahrheit und Freiheit suchenden Schöngeistes, der dem biedereren Establishment völlig überlegen ist.“

„Nun ja, letztlich leben wir alle irgendein Klischee, nur stellt sich die Frage, ob wir uns damit wohl fühlen? Ist Ihnen nicht wenigstens ab und an danach, einfach alles über Bord zu werfen und eine weniger abgesicherte Existenz zu führen? Mir persönlich ist irgendwann bewusst geworden, dass ich ein Leben nach der Stoppuhr gelebt und lediglich existiert habe, denn Wecker, Handy und E-Mails haben meinen Alltag und das Tempo bestimmt. Da blieb bei all der Arbeit keine Zeit mehr dafür, mich zu sortieren und herauszufinden, wer ich bin und was ich vom Leben will. Wenn ich dann mal etwas Freiraum ergattern konnte, bin ich los gerannt, um mich der Fortbildung zu widmen oder rasch eine Runde zu joggen, nur um mich anschließend in meinem Appartement wieder umgehend an den PC zu setzen und meine Mails zu checken. Das wurde zum Selbstläufer und ich war dermaßen fremdbestimmt, dass ich kaum noch die Veränderungen der Jahreszeiten wahrgenommen habe.“

„Also hatten sie auch mal einen normalen Job?“

„Ja, auch ich habe eine Existenz nach Terminplan geführt und bin morgens täglich brav ins Büro geeilt, habe mich an meinen Arbeitsplatz gesetzt und diesen im Schnitt nach 9,25 Stunden wieder verlassen. Überrascht?“

„Ein bisschen ... und was hat die Veränderung hervorgerufen?“

„Nun, leider kann ich ihnen keine ergreifende Geschichte erzählen, nur soviel, meine Unzufriedenheit ist stetig gewachsen, meine Stimmung immer mieser und der Alltag zur Qual geworden. Schließlich hat mich der Job dermaßen aufgerieben, dass ich keine Lust mehr dazu hatte, überhaupt noch irgendetwas zu tun. Sitzen sie mal zwei Wochen im Urlaub zuhause ohne sinnvolle Beschäftigung. Ich dachte, ich würde stumpfsinnig, denn wie man sich unabhängig vom Job bewusst für und mit sich selbst beschäftigt, hatte ich zwischenzeitlich völlig verlernt. Tja, und nach dem Urlaub ist für mich klar gewesen, dass ich keine Marionette mehr sein möchte, schließlich soll auf meinem Grabstein nicht zu lesen stehen, „Er war strebsam und emsig“, sondern „Er hat gelebt und es geliebt, auf Erden zu sein.“

„Und was ist dann gekommen?“, fragte sie neugierig und beugte sich zu ihm vor, um auch nicht die kleinste Silbe dessen, was er zu sagen hatte, zu verpassen.

„Ich habe gekündigt, mich von all meinem materiellen Ballast losgesagt, und plötzlich konnte ich wieder aufrecht gehen und habe mich wieder lebendig gefühlt. Ich will damit nicht sagen, dass meine jetzige Lebensweise die Universallösung ist, denn das würde ja wieder zur Konformität führen. Aber ein jeder sollte herausfinden, was er gerne machen möchte und vom ökonomischen Aspekt unabhängig eine Entscheidung treffen. Ansonsten prostituieren wir uns nur weiter, und was anderes ist es nicht, denn derjenige, der am meisten für unsere Leistung bezahlt, wird unser neues Herrchen. Und wer das erkannt hat und zudem registriert, dass alles vergänglich ist, wird erkennen, dass der bloße Versuch, sich an Materiellem festzumachen, versklavt und zur ‚Erblindung‘ führt. Und wer will schon blind durch die Welt spazieren? So, aber jetzt muss ich los, hat mich gefreut ...“

„Siobhan!“

„Hat mich gefreut, Siobhan!“

„Mich ebenfalls. Darf ich ihren Namen wissen?“

„Seamus, ich heiße Seamus!“

Er stand auf und wandte sich zum Gehen.

„Seamus ... Dankeschön für diesen Abend!“

„Gerne, machen sie es gut!“

„Sie auch und geben sie auf sich Acht!“, rief sie ihm hinterher.

Der Wirt schlug den Gong zur letzten Runde; ohne Hast trank sie ihren Whiskey aus und ließ sich später ein Taxi rufen, welches sie sicher in ihr stylisches Designerappartement mit dem kühlen Charme einer Bahnhofswartehalle brachte.

Lange noch lag sie wach und grübelte darüber nach, was er alles gesagt hatte; zudem überlegte sie auch, woher sie ihn kannte, denn sie hatte das Gefühl, ihm bereits begegnet zu sein.

Als sie zwei Tage später die Grafton Street entlang ging und an einer leeren Stelle zwischen zwei Straßenkünstlern vorbeikam, offenbarte es sich ihr, woher sie Seamus kannte. Er war es gewesen, der aus Sand Tiere geformt hatte. Das mit der Vergänglichkeit hatte er wahrhaftig nicht nur im übertragenen Sinne gemeint.

„Er ist weg! Sind Sie Siobhan?“, ein Musiker mit Dreadlocks, Lederhut und australischem Akzent sprach sie an und riss sie aus ihren Gedanken.

„Ja, die bin ich.“

„Er hat sich schon gedacht, dass sie irgendwann kommen würden. Ich soll Ihnen das hier geben“, sagte er und reichte ihr mit langen schmalen Fingern einen kleinen Zettel. Er stammte von einem Block aus dem Pub, in dem sie vor zwei Tagen gewesen waren, denn in die Kopfzeile war die Adresse des „The Goose“ eingedruckt. Sie faltete das Papier auseinander und las:

Du musst dem Leben Leben geben!

Mehr nicht und das reichte auch vollkommen aus, um sie ihren Plan in die Tat umsetzen zu lassen. Noch am selben Tag reichte sie die Kündigung ein, gab eine Annonce auf, um einen Mieter für ihre Eigentumswohnung zu finden, und vier Wochen später fand sie sich mit einem 70 Liter Hochlastrucksack auf dem Rücken am Flughafen von Sydney wieder. Sie hatte keine Ahnung, wohin sie gehen würde, aber das spielte auch keine Rolle, denn sie hatte das Wichtigste überhaupt, Zeit, Zeit und ein Leben, dem sie schuldig war, ihm mehr zu geben.

Nadja Scheuble, geb. 1976, Bürokauffrau, lebt in Albruck-Schachen. Literarische Schwerpunkte: Lyrik, Novellen. Bisherige Publikationen in Gedichtbänden, Anthologien, eigener Gedichtband „Gedanken eines unwichtigen Menschen“, zuletzt Anthologie „Lyrischer Lorbeer 2014“.

Leser(innen)briefe

Dass die Nacktfotos in der Sommerausgabe der **eXperimenta** Kunst sind, habe ich verstanden. Dass aber immer noch eins und noch eins und noch eins und noch eins in der Ausgabe war, nicht. Ich finde: Weniger ist mehr.

Marlene Schulz

Ich freue mich immer wieder auf die **eXperimenta** und bin auf die Texte und Bilder gespannt!
Danke! Herzliche Sommergrüße

Martina Arp, Berlin

Peter Paul Wiplinger über seine „Schachteltexte“

Seit einiger Zeit mache ich meine „Schachteltexte“. Das heißt: Ich beschrifte irgendwelche, mich in ihrer Form ansprechenden Schachteln (vom Hofer/ Billa/ Penny/ Zielpunkt/ Spar u.a.) mit Texten, die aus meinem Kopf, beginnend an einer Wortquelle, irgendwie fast ohne Nachdenken herausrinnen, und die ich niederschreibe.

Alles ist anscheinend ohne jeden literarischen Anspruch und schon gar nicht genormt und somit nicht eingeeengt durch irgendeine literarische Zugehörigkeitsform: was kommt, das kommt eben.

Nur die Form der Schachtel, das heißt der vorgegebenen Schreibfläche, bestimmt meine Schreibdramaturgie; ebenso bestimmend ist natürlich das Schreibgerät, welches ich je nach Schachtelgröße und Schachtelbeschaffenheit wähle, um den Text niederzuschreiben.

Und alles ist eigentlich sozusagen „für nichts“; ohne irgendeinen bestimmten Anspruch, es ist einfach nur so, wie es ist. Aber ich befreie mich dadurch doch von dem Text und von den Gedanken sowie von den Bildern, die in mir sind.

Am Ende habe ich doch ein Ganzes geschaffen, das eine eigene – auch sprachlich geformte und gestaltete – Identität hat und ein Eigenes ist.



Kukident

das gelblich-weiße Gebild meinet
sterbenden Mutter in einem Glas
Wasser verflüssigt die Fäule auf
der ersten Oberflächelocher ebenso
ersten Nacht bestellte Mutter admet
schonell und doch der flache Stein
regungslos liegt sie mit dem Kopf
guter stirbt sie ist er tot und doch
versuche ich das Gebild das ich aus
dem Wasser genommen habe in
den offenen Mund zu stecken aber es
geht nicht da liegt kein Kukident
fest nicht mehr bleibt da er
ohne seine Nützlichkeit zu sein
schwefelhaltigen Mund der Gebild
gebildet als ein Reim in Wasser Glas
zurück- kein Kukident für die ersten ich
Hasselbach 1. 10. 1913 - Wien 13. 8. 2013 -

schon
nicht
mehr

alles ist
 bruchstück
 das leben alte lebe
 nur der tod ist ein ganzes
 in seiner schenke
 in seiner endgültigkeit
 gedanken sind die
 alles nur bruchstücke
 in der bruchstückwelt
 du sagst es wort und es
 mündet in schreien
 du sagst es fließt und
 es endet du denkst
 gedanken und es zerbricht
 in die bruchstücke
 alle deine gedanken
 der wasserfall
 bruchstücke der hundert
 hundert hundert in ausstrahl
 sekunden und köper die
 menschen sind die
 im namen der religion der
 islam die truppen der religion
 vor laufender kamera
 abgedreht
 ethik und moral
 in der

alles ist
 zerbrochen

alles ist

alles ist

alles ist

alles ist

alles ist

alles ist

alles ist

alles ist

Peter Paul Wiplinger: Bruchstück, Schachteltext

Aufgabe und Verantwortung des Schriftstellers

Peter Paul Wiplinger

Über die Aufgabe und die Bedeutung von Literatur als einem Kunstwerk etwas in Kürze auszusagen, ist sehr schwierig, weil man Gefahr läuft, wiederum plakative Halbwahrheiten, stereotype Dogmen und Parolen von sich zu geben, den postulierten Anspruch von Literatur und Kunst mit der wirklichen Realität zu verwechseln. Also möchte ich mich auf einen Gedanken beschränken.

Angesichts dessen, dass die Welt und die Menschheit immer wieder vor unbegreiflichen Ungeheuerlichkeiten und dem oft damit verbundenen Wahnsinn der Gewalt als Instrument der Auseinandersetzung stehen und den Krieg als „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“ akzeptieren, angesichts auch der drohenden, totalen ökologischen Katastrophe und der skrupellosen Ausbeutung der Dritten Welt und der damit verbundenen Begleiterscheinung des Hungers und Verhungerns und des menschenunwürdigen Lebens von Millionen von Menschen fällt es mir schwer, weiterhin an die Erfüllbarkeit jenes Grundpostulats der Kunst zu glauben, dass eben die Kunst und die Literatur einen Beitrag zur Humanisierung des Menschen, der Gesellschaft, der Welt zu leisten in der Lage sind. Wir wissen nur eines, dass wir an diese Zielsetzung und auch an das Erreichen dieses Zieles weiterhin glauben und dafür eintreten müssen, wenn wir nicht das „Prinzip Hoffnung“ (Ernst Bloch) aufgeben und in Verzweiflung und Resignation versinken wollen.

Vielleicht muss aber die Literatur angesichts dieses Bewusstseins von der grundlegenden Enttäuschung, etwas bewirken zu können, und der Stellung ihrer Ohnmacht im historischen Prozess der Menschheit ihre Aufgabenstellung, ihre Vorstellung von Bedeutung und Wirkung neu überdenken und definieren. Natürlich trägt das literarische Schaffen für den Autor durch sein Umgehen mit ästhetischen Ordnungs- und Wertkategorien zu seiner Sensibilisierung bei.

Diese Sensibilität darf jedoch nicht ghettohaft nur auf die Bereiche der Kunst und Ästhetik beschränkt werden, sondern sie muss darüber hinaus auch andere Lebens-, Gesellschafts- und Wirklichkeitsbereiche erfassen, auf diese übergreifen. Sie muss eine andere Dimension erreichen: nämlich eine politische, eine im Sinn der Menschenrechte allgemein wesentliche.

Der Schriftsteller muss für die Interessen des Menschen und für die Unverletzbarkeit menschlicher Lebensgrundrechte, für Wahrheit, Gerechtigkeit, Freiheit und Würde eintreten. Sein Werk darf sich von diesen ethischen Grundforderungen nicht loslösen, er muss für die Wahrung dieser Werte und Grundrechte eintreten, sowohl als Künstler aber auch ganz einfach als Mitglied der Gesellschaft und der menschlichen Gemeinschaft. Überall dort, wo diese Werte missachtet und die Menschenrechte eingeschränkt, verweigert oder eben überhaupt nicht beachtet werden, hat er die mahnende Stimme seines Gewissens zu erheben, für die Menschenrechte einzutreten, auch unter Inkaufnahme von Repressalien und Verfolgung.

Nicht die Dogmen der Ideologien oder die Interessen des Staates und seiner Organe sind es, die dem Menschen seinen Freiheits- und Lebensbereich vorschreiben und festlegen dürfen, sondern der Freiheits- und Lebensbereich im Sinne der Selbstverwirklichung und Selbstgestaltung des Lebens resultiert aus der Akzeptanz dieser Werte und Grundrechte. Lüge, Herrschaft und Gewalt basieren auf der Missachtung dieser Grundrechte. Die uneingeschränkte und unkontrollierte Machtanwendung von die Gesellschaft gestaltenden und bestimmenden Kräften und Organisationen, wie Kirchen, Parteien, Ideologien und dem Staat, der Politik, basieren

darauf, dass die jeweiligen eigenen Interessen über die Grundrechte des Menschen gestellt werden. Mit der Verweigerung oder Einschränkung der individuellen Freiheit, der Meinungs- und Gestaltungsfreiheit des Einzelnen, der Beschneidung seiner Individualität beginnt aber auch stets ein Prozess der Versklavung.

Der Schriftsteller muss ein Seismograph für solche Entwicklungen des drohenden, des einsetzenden oder bereits eingesetzt habenden Freiheitsentzugsprozesses sein. Und dann hat er sich, mit seinem dichterischen Werk oder einfach auch als Staatsbürger, als Mitglied der Gesellschaft, überhaupt als Mensch zu Wort zu melden, die Menschenrechte einzufordern und wenn notwendig Widerstand zu leisten. In diesem Sinne kommt ihm Verantwortung zu. Die Wahrnehmung dieser Verantwortung liegt auch im Interesse des Schriftstellers. Es ist eben nicht seine Aufgabe, ein Propagandainstrument für irgendeine Ideologie oder Partei zu sein, dazu herabzusinken, sich dazu herabwürdigen zu lassen.

Der Schriftsteller soll überhaupt kein Parteigänger, kein Mitläufer sein, sondern stets jene distanzierte Haltung der kritischen Opposition zu allem einnehmen. Nur so kann er wirklich für die übergeordneten Prinzipien menschlicher Grund- und Freiheitsrechte eintreten. Schriftsteller, die vorgeben, mit einer Gruppierung für deren Ziele zu kämpfen, verschleiern oft nichts anderes als ihre persönliche Haltung des Opportunismus, des Utilitarismus.

Der Schriftsteller sollte eigentlich ein Einzelgänger bleiben, was nicht heißt, dass er nicht solidarisch sein darf und muss. Sein Platz ist aber auf keinen Fall auf der Seite der Mächtigen und Herrschenden, der Staatsmacht, sondern auf der Seite der Unterdrückten und Verfolgten.

Ich bekenne mich zum Schriftsteller als einem politisch denkenden und handelnden Menschen, der sich der gesamten Lebenswirklichkeit zu stellen hat, nicht bloß Fragen von ästhetischen Gestaltungskriterien. Darin liegt auch der Gedanke von der Verpflichtung zur Solidarität. Diese Solidarität ist nicht nur notwendig im Hinblick auf die immer wieder bedrohte Freiheit, sie ist nicht nur ein Gebot der Selbstachtung und des notwendigen Engagements, die Erfüllung dieser Aufgabe sind wir auch jenen unzähligen Menschen schuldig, die Opfer der Gewalt und der Unterdrückung geworden sind, die ihr Leben für diesen Freiheitskampf und für die Aufrechterhaltung der Prinzipien von Wahrheit und Gerechtigkeit geopfert und verloren haben. Wir haben diese Aufgabe aber auch für die Gegenwart und in Zukunft zu erfüllen, wenn wir davon überzeugt sind und daran festhalten wollen, dass menschenwürdiges Leben untrennbar mit den Prinzipien von Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit verbunden ist. Nur so und nur dann können und dürfen wir – nach Auschwitz – über den Menschen, über das Leben, über die Welt schreiben. Nur so können und dürfen wir Schriftsteller sein und bleiben.

Peter Paul Wiplinger, Schriftsteller und künstlerischer Fotograf, geboren 1939 in Haslach im Mühlviertel, Oberösterreich. Er lebt seit 1960 in Wien, studierte Theaterwissenschaft, Germanistik und Philosophie als Werkstudent und war mehrere Jahre hindurch als Galerist tätig. Reisen in viele Länder und Städte Europas, der Türkei, Israels und in die USA und Aufenthalte dort beeinflussten sein literarisches und fotografisches Werk. Wiplingers Lyrik und kulturpublizistische Schriften sind geprägt von seiner zeit- und gesellschaftskritischen Haltung und von einer tief in ihm verwurzelten Humanität. Bisher fünfundvierzig Buchpublikationen, u.a. die Gedichtbände „Lebenszeichen“ (1992), „Unterwegs“ (1997), „Schnittpunkte“ (1999), „Splitter“ (2000), „Spuren“ (2001), „Niemandland“ (2002) sowie die Fotogedichtbände „Abschiede“ (1981), „Farbenlehre“ (1987), „Bildersprache“ (1988), die Erzählbände „Lebensbilder - Geschichten aus der Erinnerung“ (2003) und „Lebenswege - Geschichten aus der Erinnerung“ (2011), der Prosaband „ausgestoßen“ (2006), „Steine im Licht“, Gedichte und Prosa aus Rom (2007), „Schriftstellerbegegnungen 1960-2010“, „Sprachzeichen“, Essays und Prosa (2011), „Schattenzeit“, Gedichte 2000-2010 (2013) und zuletzt „Positionen 1960-2012“, Dokumentation (2014).

Seine Gedichte wurden in mehr als zwanzig Sprachen übersetzt und publiziert. Wiplinger gehörte als engagiertes Mitglied von 1980-2010 dem Internationalen und dem Österreichischen PEN-Club an und ist seit vielen Jahren Vorstandsmitglied der IG Autorinnen Autoren (Berufsverband österreichischer Schriftsteller und Schriftstellerinnen). Er erhielt zahlreiche Stipendien und Preise, u.a. den Förderungspreis des Wiener Kunstfonds für Literatur (1970), dreimal den Theodor-Körner-Förderungspreis (1976, 1983, 1992), den Anerkennungspreis (1986) sowie den Förderungspreis des Landes Niederösterreich für Literatur (1987), den Luitpold-Stern-Preis des ÖGB (1997), die Buchprämie des Bundeskanzleramtes (1999) sowie den Franz-Theodor-Csokor-Preis des Österreichischen PEN (2014). Der Berufstitel „Professor“ wurde ihm 1991 verliehen. Im Jahr 2003 wurde er mit dem „Österreichischen Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst 1. Klasse“ ausgezeichnet. 2005 wurde ihm die Kulturmedaille des Landes Oberösterreich und 2014 das Goldene Ehrenzeichen des Landes Niederösterreich verliehen.

Peter Paul Wiplinger

HEIMATLOS

keine heimat
nur leben irgendwo

ausgesetzt
in einem fremden land

in einer fremden sprache
in einer fremden kultur

nur manchmal briefe
sonntags telefonate

stets das warten
auf den bescheid

in der fremde weiter
so bleiben zu dürfen

HEIMATLOS

heimatlos
denk ich
an heimkehr

ich denke
ich muß

ein stück
erde finden

einen flecken
grün inmitten
von diesem grau

ein gesicht
in der menge
der menschen

eine handbreit
himmel für mich

Aufruf der eXperimenta-Redaktion

Wir suchen dringend engagierte Mitarbeiter(innen), die Werbung für die eXperimenta machen. Aufgabenbereiche sind:

- Anzeigenakquise (20% Provision)
- Soziale Netzwerke (Facebook, Twitter und Newsmax) pflegen
- Betreuung einer Crowdfunding-Aktion

Fühlen Sie sich angesprochen? Dann greifen Sie direkt zum Telefon:
0 6721 / 92 10 60

redaktion@experimenta.de

Martin A. Völker

Capri-Fischer

Der blaue Himmel versinkt im rot-schwarzen Meer.

Auch Johann Wolfgang liebte Italien so sehr:

die Zuflucht, das Wachstum, die Kunst und die Reben.

Von Booten bewacht schwimmt Abdou um sein Leben.

Martin A. Völker (Jg. 1972), Dr. phil., Kulturwissenschaftler und Ästhetiker. Nach langjähriger Lehrstuhlssistenz an der Berliner Humboldt-Universität arbeitet er heute als Publizist und Lektor. Er ist Mitglied in der europäischen Autorenvereinigung „Die Kogge“ sowie im PEN-Zentrum Deutschland. Zuletzt erschien sein Lyrik- und Prosa-Band „Trost Hawaii. Dichtung und Klarheit“ im Aphaia Verlag (Berlin).

Handbuch
für Autorinnen und Autoren

DIE Investition in Ihre Zukunft!

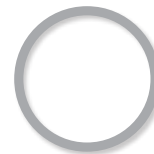
Informationen und Adressen aus dem deutschen
Literaturbetrieb und der Medienbranche.



- 8. komplett überarbeitete Auflage 2015
- 704 Seiten, 54,90 EUR
- www.handbuch-fuer-autoren.de

• **uschtrin** •

Kreativität ist oft eine Mischung
aus Talent, Interesse
und Erfahrung ...
... und bedarf nicht unbedingt
vieler Köche.



Design.Concept
Hans-Jürgen Buch
Dipl. Designer

design.concept@unitybox.de
www.design-concept-buch.de

rowohlt



INKAS

INstitut für
KreAtives Schreiben
Bad Kreuznach

Telefon: 0 6721 / 92 10 60
Aktuelle Seminare auf
unserer Website:
www.inkas-institut.de



Festival

Ein Sommer voller Musik

27.6.–12.9.2015



Auch das 28. Rheingau Musik Festival lockt wieder Musikliebhaber in die Region zwischen Frankfurt, Wiesbaden und dem Mittelrheintal zu Konzerten in einmalige Kulturdenkmäler wie Kloster Eberbach, Schloss Johannisberg, Schloss Vollrads und das Kurhaus Wiesbaden. 2015 u. a. mit Anne-Sophie Mutter, Nils Landgren, Herbert Blomstedt, Gabriela Montero, Rudolf Buchbinder, Academy of St. Martin in the Fields, Joshua Bell, Andreas Scholl, London Philharmonic Orchestra, The King's Singers, Artemis Quartett, Ulrich Tukur, Mitsuko Uchida, Julia Fischer, Wiener Symphoniker, Yuja Wang, San Francisco Symphony.

Gerne schicken wir Ihnen unser Programm zu, rufen Sie uns an: 0 67 23 / 60 21 70
oder besuchen Sie unsere Webseite: www.rheingau-musik-festival.de

Rheingau
Musik
Festival

Hauptsponsor: **LOTTO**
Hesse

Co-Sponsoring

Helaba

Postbank

beass

Medienpartner:

hr2

Deutschlandradio

Official Airline:

Lufthansa

TEXTart

Magazin für Kreatives Schreiben

TextArt ist Deutschlands einziges großes Magazin für Kreatives Schreiben. Hier erklären Profis, wie man Geschichten, Krimis, Drehbücher, Gedichte oder Romane schreibt.



- Praxisartikel vermitteln Schreibhandwerk aus allen Bereichen – von der Lyrik bis zum Sachtext.
- Profis wie Autoren und Lektoren berichten in Interviews über ihre Arbeit und geben Anfängern wertvolle Tipps.
- Artikel über Lehrbücher, Software und Schreibwerkzeuge aller Art machen TextArt zum unverzichtbaren Fachmagazin für alle, die schreiben.
- Ein Serviceteil informiert über aktuelle Literaturwettbewerbe und Workshops.

**Jetzt ein Einzelheft zum Preis für EUR 5,20
(zzgl. Versand) bestellen!**

**Oder gleich ein Abo
(4 Hefte für EUR 19,20 inkl. Versand Inland)!**

www.textartmagazin.de

**TextArt-Verlag
Abonnentenservice
(dienstag & donnerstags 10–15 Uhr)
Heinrichstr. 108 - 40239 Düsseldorf
Tel.: 0211 - 905 32 38 - Fax: 0211 / 905 30 50
E-Mail: service@textartmagazin.de**

Dies könnte Ihre Kleinanzeige sein. Pro Zeile kostet Sie das nur 10,- €. Sie können dabei Bücher, seltene Lyrikbände, Ihre eigenen Werke oder Ähnliches zum Verkauf anbieten. Eine 3-zeilige Anzeige darf dabei 260 Anschläge in der Word-Datei haben.

Böll und Hildebrandt

Karl Josef Schleidweiler

Böll und Hildebrandt brachten mich als Dreizehnjährigen in Rolf Hädrichs Verfilmung der Böll-Satire „Dr. Murkes gesammeltes Schweigen“ zum Nachdenken über menschliche Flexibilität. - Nicht erst seit dem Mauerfall gibt es die Wendehälse.

Beeindruckt von der eigenen Wandlungsfähigkeit haben sich mit dem Ende der Nazis die nach dem 8. Mai etablierten „inneren Widerstandskämpfer“ wieder voller Überzeugung ihrer früheren Religion angedient, die unter Hitler karrierehemmend, innerhalb kurzer Zeit in der neuen Republik aber nicht mehr opportun war.

Die Entwicklung Anfang der fünfziger Jahre, die zeigte, dass Adenauer keine Berührung mit den Nazis scheute, sie in diverse Ämter hievte, brachte einige überzeugte Christen dazu, ihre spirituelle Überzeugung wieder zu wechseln. Dieses Wechselspiel und auch die medialen Abhängigkeiten der kulturellen Meinungsbildner entlarvt Böll treffend, ohne Moralkeule. Sein Text wurde 1963 von Rolf Hädrich mit Balduin Baas, Dieter Borsche, Thomas Fabian, Dieter Hildebrandt, Robert Meyn und Heinz Schubert hervorragend umgesetzt.

Beeinflusst von einem (Volksschul-)Lehrer, der den Nazismus und seine Verbrechen im Unterricht benannte, war mir der Umgang vieler wieder in ihren Vorkriegsämtern sich Befindender mit ihrer Vergangenheit bekannt. Hinter ihrem Verständnis von Demokratie versteckten sich oft alte Sichtweisen. Viele sahen sich als Opfer von Sachzwängen – ein Begriff, den auch Kanzler Helmut Schmidt später (in anderem Zusammenhang) in seinem Vokabular hatte und der ihn (den Begriff und die Person) mir auch heute noch als suspekt erscheinen lässt.

Es gab neben den bürokratisierten Tötern wie Eichmann, die keine Reue zeigten und ihr Tun mit Befehlen rechtfertigten, viele andere Mitläufer, die vom Umfang der Nazi-Verbrechen nichts gewusst haben wollten. Sie sind in der Figur Bur-Malottke von Böll so zutreffend stellvertretend „gebaut“ als jeweils dem Zeitgeist Huldigende, dass ich dies auch als Kind – klar, nicht ganz – erfasste. Auf jeden Fall war meine Neugier auf Böll geweckt, und ich habe später „Billard um halbzehn“, „Haus ohne Hüter“, „Gruppenbild mit Dame“, „Ansichten eines Clowns“, „Die verlorene Ehre der Katharina Blum“ viele Male gelesen, und auch noch einiges Andere.

Dieter Hildebrandt hat mich mit diesem Film auch für seine Satiren begeistert. Und diese Begeisterung hält bis heute. – Dem Nachruf auf Hildebrandt im „Zeit-Magazin“ von Roger Willemsen schreibe ich mich an: „Am 20. November starb Dieter Hildebrandt – das hätte er nicht tun sollen.“

Dass ich heute versuche, mit distanziert-kritischem Blick das Leben zu sehen und auf Rattenfänger jeglicher Couleur nicht hereinzufallen, hat auch mit diesen Beiden zu tun ...

Karl Josef Schleidweiler, Jahrgang 1949, wohnt in Plein bei Wittlich in der Eifel, liest viel, schreibt ab und zu spontan. Nach einem Arbeitsleben als Schriftsetzer, Korrektor und Medien-Verkaufsberater genießt er Literatur, vor allem: Keller, Raabe, Heine, Grass, Dostojewski



Bin mir nicht Heimat

Sigune Schnabel

Als ich vor meiner eignen Tür stehe,
mit Falten auf den Wangen
und Träumen in der Hand,
öffne ich mir nicht.
Zu fremd lächelt mir
mein Spiegelbild im Glas entgegen.

Ich möchte alte Blätter
aus mir herausholen
und vor mir aufschlagen,
doch Nebel umhüllt haltlose Worte,
die verdorrt und aufgewühlt
aus allen Poren fallen.

Zu meinen Füßen kauert
obdachlos, verwahrlost, Einsamkeit,
streckt eine Hand nach mir
mit Kinderblick,

und als ich sie in meine Arme schließe,
verliere ich
Gedanke für Gedanke: mich.
Beim Abschied leuchtete
in meinen Augen
matt der Widerschein
verwester Wurzeln.

Sigune Schnabel, geb. 1981 bei Stuttgart, Diplomstudium Literaturübersetzen in Düsseldorf. Zahlreiche Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften (z. B. Asphaltspuren, Der Maulkorb). 2014 unter den Preisträgern auf dem 5. Brüggener Literaturherbst.

Kultur passiert hier!

**Schauspiel
Lesungen
Gitarrenkonzerte
Klezmer
Experimentelle Musik
Chansons & Texte
Performance
TanzTheater
Freie Szene Saar**

theater
im Viertel
Saarbrücken Landwehrplatz 2

Programminfo: www.dastiv.de

Der Künstler Courtage

und seine ersten Industrial-Arbeiten aus der Zeit Sommer 2014

eXperimenta: Lieber Courtage, meine erste Frage lautet: Wie kommt man dazu, sich einen solchen Künstlernamen zuzulegen?

Courtage: Courtage bezeichnet man die vermittelnden Tätigkeiten in verschiedenen geschäftlichen Disziplinen. Meine Idee ist die Vermittlung meiner Sichtweise auf das Universum, das Leben und den ganzen Rest. Somit ist mein Künstlername eine Hommage ans Vermitteln, aber auch eine Analogie und soll bedeuten, dass ich hier was vermittele, ohne dass sich mein Gegenüber dagegen wehren kann.

eXperimenta: Deine Arbeiten umfassen ja einige verschiedene Stilrichtungen und Techniken. Wir wollen uns hier heute nur auf deine Industrial-Werke konzentrieren. Wie kamst du auf die Idee, sowas zu machen oder wer und was hat dich dazu inspiriert?

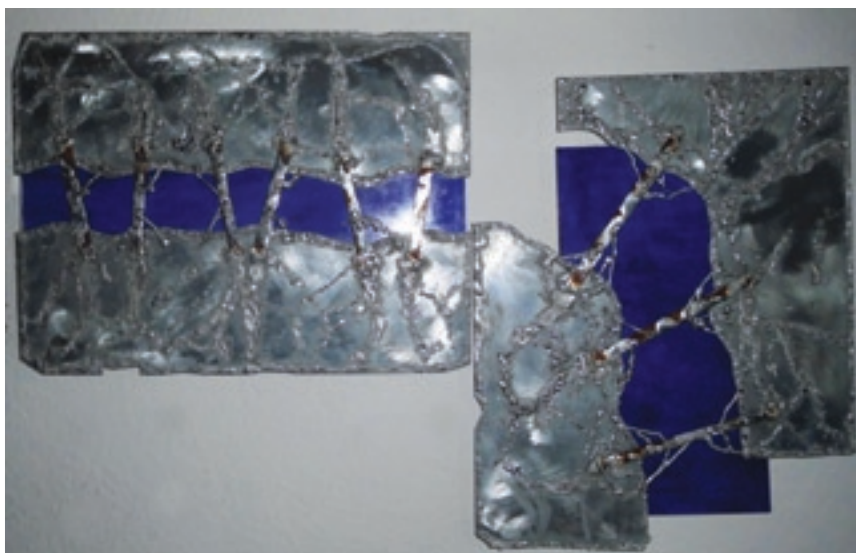
Courtage: Im Grunde geht es hier um Metall, und darin lag für mich schon immer ein gewisses Faszinosum. Metall kann man ja auf verschiedene Art und Weise bearbeiten. Mich reizt es einfach, aus etwas Kaltem ein lebendiges Objekt zu schaffen, dass von seiner Formlosigkeit zu einer Form wird, die mehr ausdrückt, als einfach nur ein Werkstoff zu sein. Ich liebe zum Beispiel auch Möbel aus Metall, selbst Regale und andere Gebrauchsgegenstände. Metall hat auf mich eine starke Wirkung durch seinen Glanz, das Massive, was dennoch eine oft weiche Formsprache auszudrücken in der Lage ist.

eXperimenta: Welches deiner hier vorzustellenden Industrial-Werke stand denn am Anfang, war das chronologisch erste?

Courtage: Das erste von den hier vorzustellenden Werken war **Bridges of Madison County**. Inspiriert wurde ich von den Metallarbeiten auf metallart.at. Zuerst habe ich eine verzinkte Metallplatte zersägt und mit Lötmitteln Verbindungen geschaffen, die einen brückenähnlichen Charakter darstellen sollten. Die blaue Leinwand, die unter Glas eine Art Fluss darstellen soll, wurde von mir mit einer Acrylfarbe gestaltet. Den Farbton nennt man Ultramarin.

eXperimenta: Auf mich wirken die beiden Teile wie riesige Rasierklingen. War das beabsichtigt.

Courtage: Nein, das war ganz und gar nicht beabsichtigt.

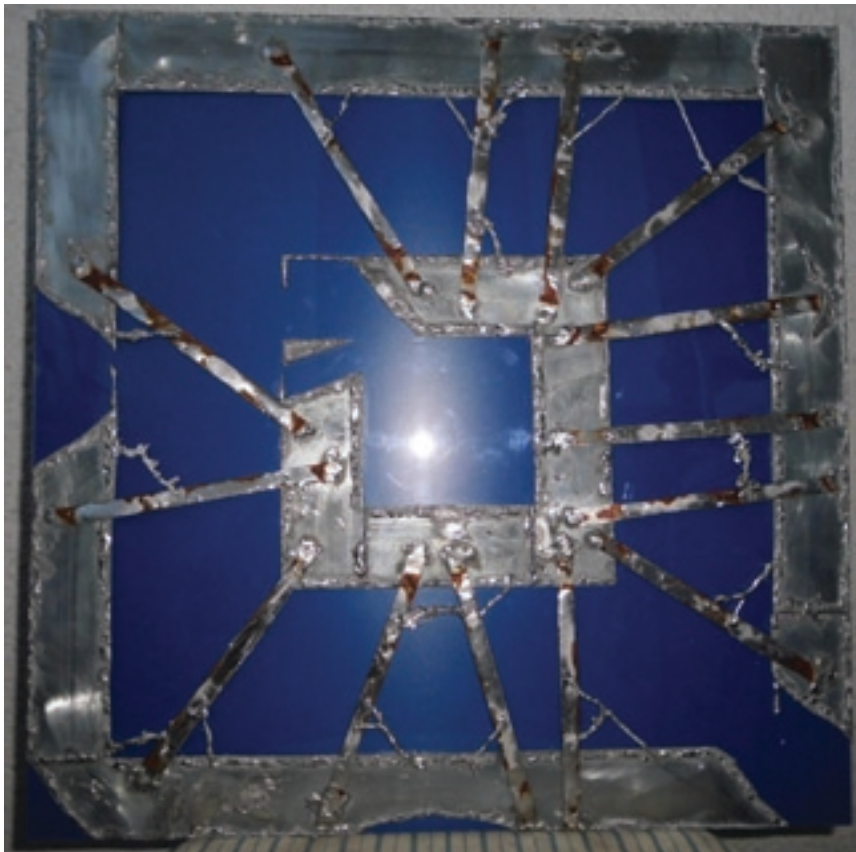


Grafik-Werk Nr. 1
<http://sfbasar.filmbesprechungen.de/wp-content/uploads/Bridges-of-Madison-County-1024x654.jpg>
JPEG-Grafik
161,72 KB (165.599 Byte)
1.024px × 654px
(Skaliert zu 540px × 345px)
BRIDGES OF MADISON COUNTY
(Ausmaße pro Teil: ca. 40 x 30 cm)
Entstanden: Sommer 2014
Material: verzinktes Blech auf blau bemalter Leinwand unter Glas,
Verkauf nur als Paar, Preis: VHS)

eXperimenta: Kommen wir zum chronologisch zweiten Werk dieser Serie.

Courtage: Das zweite Werk nennt sich **Fenêtres de l'âme** und bedeutet so viel wie das ‚Fenster zur Seele‘. Der Untergrund besteht aus blauen Kunststoffplatten, auf die eine große verzinkte Metallplatte geklebt wurde, wobei sich dazwischen wieder eine Glasplatte befindet. Dieses Werk war eigentlich ein Experiment, um festzustellen, wie ich mit Metall arbeitstechnisch zurechtkomme. Die Strukturen entstanden dabei nach und nach und ergaben sich zum Teil auch zufällig.

eXperimenta: Mir fällt zum vorherigen Werk auf, dass hier wesentlich mehr Stellen zu finden sind, die auf mich wie eine Art Rost wirken. War das beabsichtigt und wenn ja, wie entstanden diese braunen Verfärbungen?



Grafik-Werk Nr. 2

<http://sfbasar.filmgesprachen.de/wp-content/uploads/Fen%C3%AAtres-de-l%C3%A2me-1024x1011.jpg>

JPEG-Grafik
230,43 KB (235.961 Byte)
1.024px × 1.011px
(Skaliert zu 545px × 539px)

FENÊTRES DE L'ÂME
(Ausmaße: ca. 50 x 50 cm,
Entstanden: Sommer 2014,
Material: verzinktes Blech auf
blauem Kunststoffuntergrund
unter Glas, Preis: VHS

Courtage: Das war beabsichtigt, weil ich dem Werk eine Art vergängliche Struktur im Sinne einer Patina verleihen wollte. Der Rost entsteht, weil ich die Brücken aus Stahlblech geschnitten habe und dann mit Lötmitteln verschweiße. Die optischen Roststellen entstehen durch den Effekt, dass bestimmte Anteile des Lötmittels bei der Erhitzung aus diesen Stellen herausfließen.

eXperimenta: Sehr schöner Effekt und eine wirklich tolle Arbeit. Aber warum ‚Fenster zur Seele‘?

Courtage: Tut mir leid, dass kann ich nicht wirklich erklären, nur dass ich plötzlich nachts aufwachte und sich mir der Titel regelrecht aufdrängte.

eXperimenta: Der Titel des nächsten Werkes lautet wie?

Courtage: **La Roue du Temps** soll so viel bedeuten wie ‚Das Rad der Zeit‘ und wurde aus den gleichen Materialien geschaffen wie die beiden Vorgänger. Lediglich die Platte unter Glas ist von roter Farbe und das Objekt rund. Hier wurden die Verbindungsbrücken über den äußeren Bereich des Hauptrings geformt, um alles optisch besser auszufüllen.



Grafik-Werk Nr. 3

<http://sfbasar.filmbesprechungen.de/wp-content/uploads/La-Roue-du-Temps1-999x1024.jpg>

JPEG-Grafik
240,3 KB (246.068 Byte)
999px × 1.024px
(Skaliert zu 539px × 553px)

LA ROUE DU TEMPS
(Ausmaße: ca. 50 x 50 cm,
Entstanden: Sommer 2014,
Material: verzinktes Blech auf
rotem Kunststoffuntergrund
unter Glas, Preis: VHS)



Grafik-Werk Nr. 4

<http://sfbasar.filmbesprechungen.de/wp-content/uploads/Tour-Eiffel-de-lillumination.jpg>

JPEG-Grafik
499,67 KB (511.658 Byte)
908px × 1.733px (Skaliert zu 545px × 1.040px)

TOUR EIFFEL DE L'ILLUMINATION
(Ausmaße: ca. 100 x 50 cm
Entstanden: Sommer 2014
Material: verzinktes Blech auf rotem Kunststoffuntergrund unter
Glas, Preis: VHS)

eXperimenta: Okay, wunderschön. Wäre es ein Frevel, wenn ich sage, dass mich das Objekt ein wenig an ein Steuerrad eines alten Schiffes erinnert?

Courtage: ‚Das Rad der Zeit‘ hat mich nach Fertigstellung selbst ein wenig daran erinnert und der Titel des Werkes passt ja dann auch gut, weil man mit ‚Das Rad der Zeit‘ ebenso ausdrücken könnte, dass wir dem Ende zusteuern, eben ans Ende der Zeit!

eXperimenta: Das nächste Werk ist der Eiffelturm? Wie kam der zustande?

Courtage: *Tour Eiffel de l'illumination* stellt nicht nur den Eiffelturm dar, sondern bedeutet auch Erleuchtung. Wobei man das in verschiedenem Sinne begreifen kann. Hierbei hat mich vor



Grafik-Werk Nr. 5

<http://sfbasar.filmbesprechungen.de/wp-content/uploads/Pirates-in-the-wind.jpg>

JPEG-Grafik

321,69 KB (329.414 Byte)

645px × 1.318px (Skaliert zu 523px × 1.067px)

PIRATES IN THE WIND

(Ausmaße: ca. 50 x 25 cm)

Entstanden: Sommer 2014

Material: verzinktes Blech auf blauem Kunststoffuntergrund unter Glas, Preis: VHS)

allein die Struktur des Eiffelturms inspiriert und der Ehrgeiz dazu getrieben, mittels Lötmittel jede feine Linie des Turms nachzuvollziehen.

eXperimenta: Das ist auch wirklich gut gelungen. Schon mal daran gedacht, es dem Louvre Museum anzubieten?

Courtage: Ich weiß nicht, ob sie bereit sind, den entsprechenden Preis zu zahlen!

eXperimenta: Kommen wir zum letzten Werk, offensichtlich ein Abbild eines Piratenschiffes?

Courtage: *Pirates in the wind* habe ich ehrlicherweise aus noch vorhandenen Resten kreiert und denke, dass es dafür gar nicht so schlecht geraten ist.

eXperimenta: So wirkt es gar nicht, sondern richtig ansprechend, fast schon wie eine Auftragsarbeit.

Courtage: Vielen Dank dafür!

eXperimenta: Damit sind wir auch schon am Ende und werden uns das nächste Mal, wie besprochen, der Musik und deinen Lieblingsbands widmen. Ich freue mich auf die nächsten Arbeiten von dir und bedanke mich für deine Zeit

Courtage: Das Antworten hat mir Spaß gemacht und ich freue mich ebenfalls auf eine Fortsetzung!

Das Interview für die **eXperimenta** führte Detlef Hedderich.

Detlef Hedderich ist der Herausgeber und Inhaber der drei Internetseiten: filmbesprechungen.de / buchrezicenter.de / sfbasar.de und unter verschiedenen Pseudonymen als Publizist und Zukunftsforscher tätig.
Preisangebote für die vorgestellten Werke bitte an: info@sfbasar.de – wir leiten das dann weiter an den Künstler.

Gedichte

Ingrid Thiel

Ich

bau mir ein Haus
ohne Mauern
Nahe bei den Wurzeln
des Holunderbuschs

Blaue Untiefen sollen
durch das Glasdach scheinen
und die Kellerkinder
spielen in der Beletage

Unterm Dach wohnen
weiße Tauben mit Botschaften
aus allen Ländern der Erde
auf die ich nie warten muss

Das Erdgeschoss ist eine Grotte
in der die Wurzeln neue Wege suchen
wenn ich will gehe ich Schattenschwimmen
im windbewegten Weizenfeld

Vorm Haus ist ein Teich mit ganz stillen Fischen
und im Garten leistet mir Adam Gesellschaft
Äpfel sind verboten es gibt nur Holunderblüten
und andere Früchte im Entblätterungsteig

Wermut trinke ich nur am Abend
wenn Adam mir erklärt
die Vertreibung beginne auch hier
im ersten Wort

Der windstille Abend
bringt den Tannen
das Schweigen bei

Ich sitze im taubstummen Nebel
der Straßenlaterne
und rauche

Der Abend ist da
wie ein Schatten
in dem man erfriert

Lose Münder
berichten von Müttern
die heimatlos sind

Ingrid Thiel geboren in Dinslaken / aufgewachsen in Schönecken Eifel / wohnhaft im Odenwald. Soziologiestudium J. W. Goethe Universität Frankfurt / Kunststudium Städelschule Frankfurt. Veröffentlichungen in verschiedenen Literaturzeitschriften und Anthologien. Mitarbeit in der Textwerkstatt Darmstadt (Leitung Kurt Drawert / Martina Weber).



Illustration: Hans-Jürgen Buch, drei Treppen



Illustration: Hans-Jürgen Buch, zum Meer wird es eng

Wörterfolge
Folgebücher
abgelesen
das selbe
Papier da
zumal dort
hier und jetzt
da und ich
ich und da
Willest du
Haller, Ziel
oberst du
der du, ich

Peter Paul Wiplinger: Wörterfolge Ausschnitt, Schachteltext

Herbstbahn

Simon Bethge

Hauptbahnhof Nord – Es ist 19 Uhr, erst jetzt kommt mein Zug an; ich studiere und pendele jeden Morgen und Abend mit dem Metronom nach Hause. Heute hatte ich Glück und konnte mich mit einer Kommilitonin unterhalten. Mehr schlecht als recht, aber sie redete die meiste Zeit, also brauchte ich mich nicht sehr anzustrengen. Jedenfalls besser, als sich mit zwanzig anderen Menschen die fünf Quadratmeter zwischen den Türen zu teilen, verschwitzt vom Sprint zur Bahn.

Als ich am Hauptbahnhof aussteige, sehe ich die Sonne zwischen Glas und Stahlbeton irgendwo über mir verschwinden. Ich fahre die Rolltreppe hinunter zu den U-Bahnen und komme an einem alten Mann vorbei, der mit seinem gummibesetzten Krückstock gegen die schmutzig-weiße Decke schlägt und wie ein Wolf heult; noch zwei Rolltreppen, und ich bin am Bahnsteig.

Ich passiere ein Mädchen, kaum zweiundzwanzig, im knielangen petrolfarbenen Mantel und blondem Dutt. Sie hat rote, aufgequollene Augen, und ich sehe eine einsame Träne aus dem linken kullern, die Nase entlang. Sie geht zum Ticketautomaten und wird wohl kurz nach mir unten sein. Da bin ich schon fast auf der Rolltreppe. Meine Gummisohlen klingen auf dem Boden der Vorhalle verdächtig nach Stechschritt, und auf diesen paar Metern zwischen uns zögere ich, ihr ein Taschentuch anzubieten, stelle in Gedanken fest, dass ich heute Morgen keine eingepackt habe und mich durchzuckt es kalt. Die Musik aus meinen Kopfhörern wird ölig und läuft nur noch an den Ohren vorbei, anstatt in sie hinein zu fließen.

Im Staccato rattere ich hinab zu der Bahn, die in einer Minute abfahren wird und hoffe dabei inständig, dass das Mädchen sie auch noch bekommt. Und tatsächlich schafft sie es. Wir stehen zusammen neben der Schiebetür und als ich ihr in das warme Gelb des Waggons folge, bemerke ich, dass sie größer ist als ich; muss wohl an den Stiefeln liegen.

Jungfernstieg – Ich setze mich neben sie auf die hartgepolsterte Bank, und sie lehnt den Kopf an die Scheibe, während ihre rechte Hand nervös mit den Ausläufern ihres Rucksacks spielt. Sie gräbt ihren Daumnagel immer wieder in die Rillen der blauen Schlaufe. Ich habe mich neben sie gesetzt, weil ich das Taschentuch wieder gutmachen wollte, von dem sie nicht einmal eine Ahnung hat. Die Frau mir gegenüber hat kurze hellblonde Haare, die sie sich immer wieder hinter die Ohren streift. Die Tüten zwischen ihren Beinen lassen auf Späteinkauf schließen, Geschenke vermutlich. Ein paar Mal, wenn sie denkt, ich sehe sie nicht, blickt sie unruhig von meiner Sitznachbarin zu mir und wieder zurück. Dabei liegt ihre vom Make-up gepulverte Stirn in hellrosa Falten, und ihre Augen sind ganz feucht; an den Rändern sammelt sich Flüssigkeit, die sie mit einem Blinzeln wieder verschwinden lässt. Sie macht sich Sorgen.

Neben ihr ein Mann, ein junger Maler mit weißen Farbspritzern auf dem Blaumann und geraden Gesichtszügen, der taub aus dem Fenster schaut.

Gänsemarkt – Der Bildschirm links über meinem Kopf verkündet Promihochzeiten und Formel-1-Unfälle in flackerndem Rot und Weiß. Die Musik zwischen meinen Ohren wird allmählich wieder deutlicher, und ich bemerke, dass sich nichts verändert hat, wir Vier sitzen noch immer wie abgeschottet in der stummen Bahn, in der jeder zwischen seine Hände starrt und niemand sich schnäuzt. Niemand. Niemand! Verdamm! In meinem Kopf wird es laut, es ist Herbst und niemand ist krank, erkältet, verschnupft, aufgelöst, verrotzt? Im Herbst sind doch alle krank! Warum landen das Mädchen und ich ausgerechnet in dem Waggon voller gesunder Menschen, von denen

niemand ein Taschentuch zu besitzen scheint. Niemand. Und ich resigniere. Genauso die Frau vor mir. Ein paar Mal noch wechseln wir Blicke, die immer wieder zu der zusammengesunkenen Gestalt mit den rotgeweinten Augen neben mir gleiten. Der Maler hat schon lange aufgegeben, sich auf irgendetwas einzulassen.

Schlump – Das Mädchen steigt aus. Quetscht sich zwischen den Taschen hindurch, die den Fußraum der Bahn versperren, und taucht ab in das frische Zwielflicht der Untergrund-Haltestelle. Und ich hoffe, dass sie sich nichts antun wird. Die rote Stelle an ihrem unruhigen Fingerknöchel leuchtet mir wie ein Nachbild auf der Netzhaut. Sie war nicht besonders hübsch, aber groß. Sie hatte leichte Akne, war aber gut angezogen. Sie war älter als ich, aber hilflos. Und es gab nichts, das wir hätten tun können, die blonde Frau, der Maler und ich.

Luttherothstraße – Ich steige aus, die anderen beiden bleiben sitzen. Ich gehe im Dunkeln nach Hause und schreibe das hier. Ich werde nie mehr ohne Taschentücher aus dem Haus gehen. Aber eins macht mich traurig: Das Mädchen wird nie erfahren, dass sie mir nicht egal war.

Simon Bethge, geboren 1996 in Hamburg, studiert Kulturwissenschaften in Lüneburg und war 2014 Preisträger bei compete2014; Veröffentlichungen in verschiedenen Anthologien, unter anderem im Schweizer „entwürfe“-Literaturmagazin.

Das Land Tapiola

Oliver Füglistner

Der Alte erwachte vom Rauschen der Föhren oder Kiefern. Ist es wichtig zu wissen, welche Bäume vor dem Haus auf der Düne stehen? Ob es eine Düne oder ein Abhang ist? Wofür ist es wichtig zu wissen? Was hilft es ihm am Flügel?

Er drehte sich auf die linke Seite, zur Wand hin. Das Rauschen ... Es kann auch vom braunen Vorhang kommen, den Aino immer vorzieht, bevor sie ihn allein lässt, mit der Nacht. Allein mit dem Wässerchen in dem Fläschchen in dem Schränkchen.

Das Zimmer war, durch die Augenschlitze, ein Bernsteinblock; er darin eingeschlossen, eingegossen. Die Möbel wie seine Flügel oder andere nötige Gliedmassen. Was sind andere nötige Gliedmassen?

Er schwitzte. Auch hier: weshalb? Presst die Sonne schon so lange gegen die Glasfront? Wie spät ist es denn?

Stellte er sich die Fragen wirklich? Ist er das, der die Fragen stellt? Oder ein Rest von Nacht, der noch in einem sirrt?

Noch ein Laut. Ein Pfeifen. Sein Atem. Nein, ein Säuseln. Das Haus war still. Eine Glasglocke. Glasglocken klingen nicht, wenn man sie nicht hebt und anschlägt. Nur Abhänge klingen.

Die Zeit ist dieser Schlitz, durch den das Licht in sein Hirn fällt. Auf und zu.

Augen wie Kiemen. Licht wie das Haar eines Bogens, wie das Haar auf der Blöße des Tages.

Er machte einen Laut, als er sich im Bett umwandte. Das Laken rutschte von seinem Rücken und verknäulte sich darunter. Es schmerzte. Noch eine Drehung.

Schwer ist es. Schwer war er. Eine Art von Berg. Eine Art von Tier.

Auf dem Rücken liegend nahm er die Hände vors Gesicht und öffnete die Augen. Statt eines

Schreis nur ein Grunzen. Ach, keine Neugeburt. Nicht schon wieder keine Neugeburt.

Wie kann Honig nur so schmerzen! Aber an alles gewöhnt man sich, auch an dieses Licht. Er wälzte sich aus dem Bett, auf die Knie. Als betete er, den Oberkörper auf den Ellenbogen aufgestützt.

Jetzt, dachte er. Jetzt wäre es an der Zeit. Aber niemand kommt. Hat er nicht genügend Lärm gemacht? Seine Knie waren doch wie Feuerhaken auf den Boden gedonnert.

Die Glasglocke, ja. Innen ist alles.

Er kam auf die Beine. Seine Lippen waren trocken. Als er sie mit der Zunge leckte, rissen sie auf: die Zunge war Schmirgelpapier. In seiner Brust rasselte es wie Ankerketten.

Es ist heiß. Er stand und schob den rechten Fuß nach vorne, damit er nicht hin falle. Sein Kopf war wie ein unbehauener Block über ihm, grösser als die Wölbung seines Bauchs. Er verlagerte das Gewicht und unternahm einen ersten Schritt. Seine Schuhe ... er trug noch seine Schuhe! Knarren. Schlurfen. Stille.

Wie ein flaches Brett übers Wasser.

Es säuselte, es winselte. Vom Flügel her? Vom Tischchen her? Die bleichen blauen Tapeten mit ihrem Blumenmuster. Hinter den Tapeten? In seinem Kopf?

Zuerst zum Tischchen. Er hielt sich an der Tischplatte und griff unter das Tischchen. Die Flasche. Sie leuchtet auf, als er sie ansetzt.

Nichts. Leer! Leer... Der Stuhl. Hier. Ja. Leer...

Die Flasche fiel dumpf auf den Teppich. Das Rauschen vor dem Fenster. Kiefern, Föhren, Sand.

Sand mochte er. Er mochte Sand, der kam überall hin. In jede Ritze. Sogar unter die Vorhaut, schlief man nur nackt und schwer genug.

Man musste nur schwer sein. Er war schwer. Das war leicht, Schwersein. Wie verdammt leicht war es doch, schwer zu sein. Die Frage: Weshalb Schwersein?

Nur mithilfe der Arme kam er hoch. Einfach so lange gegen die Knie drücken, bis du stehst. Jetzt. Na bitte. Der Kopf war jetzt ohne Schwindel. Auf dem Weg stieß er mit der Hüfte an den Flügel. Ein Donnern, Klimpern. Er blieb stehen.

Sah sich im Spiegel, in der Ferne des Raums, über dem Waschbecken. Der Spiegel mit seinem Trauerrand. Ja, das ist er, darin, er war es. Noch. Ein Bild aus einem fernen Land. Ausgesprochen undeutlich.

Weiter. Wieder. Unbedingt zum Fenster. Wie lange dauert der Tag noch? Wird er wieder sitzen müssen? Tasten schlagen?

Ein Ton allein Melodie.

Aino wird kommen mit ihrem Zitronenwasser. Mit ihren Sätzen wie der Ruf des Unglückshähers. Ti-ärr! Ti-ärr!

Er ergriff den warmen dicken Stoff des Vorhangs. Staubfontänen, beim Berühren Staubfontänen. Hier war das Licht schon sehr hell. Das Rauschen der Kiefern, Föhren. Ein Luftzug, heiß und trocken. Der Spalt war jetzt groß genug.

Ja. Tag. Nach Mittag. Vermutlich. Aber wer kann das sagen? Er könnte seine Uhr suchen, die er immer ablegt, sobald er das Haus betritt. Das Licht war gar nicht so schwer zu ertragen. Den Föhren, Birken sei es gedankt.

Ein bleiches Gesicht in einem Vorhangspalt. Schnur um den Hals, vermutlich, dachte er und hustete. Es klang wie das keckernde Krähen einer Elster. Ein ganz und gar blankes Gesicht, haarlos. Nur die Augenbrauen wie Narbenfäden.

Das Fenster war angelehnt. Es war gar nicht so schwer, auf die Veranda zu treten. Man kann das Meer hören. Gleichmäßiges Sausen-Kommen, gleichmäßiges Sausen-Gehen. Böser Geist, klatschend, unregelmäßig. Kommen-Gehen, ohne Takt. Ein Vogel flog auf im Heidekraut vor den Föhren, Birken. Weg, weg, weg. Wegwegweg. Landete drüben beim Wald.

Er war schon auf der Treppe, hielt sich am Geländer fest. Um das Haus herum. Aino im Garten. Weshalb Aino suchen? Brauchte er sie? Brauchte er irgendetwas?

Als er näher kam, flog das Schneehuhn nochmals auf. Er sah die Zeichnung am Hals, fiel aber fast hintenüber, als er den Kopf hob, um dem Flug zu folgen. Fast. Fast hintenüber.

Da, der Waldrand. Ein Schritt hinein. Das Knistern der Nadeln. Die Hosen öffnen, plätschern lassen. Gierig sog der Boden alles auf, das klang wie das Muschelschlürfen. Leichte Brise, Geruch von Tang, faulem Holz. Er schließt die Augen.

«Jean!»

Er schloss die Hosen und wartete. Hatte sie gerufen? War sie das? Während er so steht zwischen Föhren, Birken? Die Beine sicher und ein wenig breit, die Hände vor dem Bauch wie ein Fischer mit seiner Angel, an der ein Brocken zieht?

«Jean!»

«Was machst du dort?»

Er drehte sich um und machte wie eine Puppe, die ihre Füße nicht aufsetzt, ihre dünnen Beinchen unter sich wirft und nicht hebt, zwei Schritte zur Seite.

«Aino!»

Nur jetzt nicht die Arme ausstrecken. Du kannst auch so gehen. Man spielt dich in Boston. Es fiel ihm wieder ein. Wird dich spielen. «Noch nicht so weit, noch lange nicht so weit», hatte er geschrieben. Man spielt dich noch nicht in Boston. Das noch nicht, das Unfertige, das Weit-Offene. Wird dich spielen. Man spielte dich schon.

Sie nahm seine beiden Hände. Sie stand auf der untersten Treppenstufe. Sie sah jung aus, und in ihrem Vogelgesicht war kein Misstrauen. Ah, wüsstest du!

Er blickte schnell weg, dass ihn wieder schwindelte.

Sie hielt seine Hand und ging mit ihm die Treppe hinauf.

In der Kammer nahm sie ihm die Weste ab und hing sie an die Garderobe in der Ecke hinter der Tür. Bückte sich über das Bett, spannte das Laken neu, glättete es, klopfte das Kissen auf, las die Tagesdecke von den Dielen auf.

«Jean?» fragte sie.

«Hm?»

Er saß am Tischchen, die Hände auf den Knien. Er wartet, dass sie geht.

«Ich lasse dich», sagte sie, «willst du frühstücken?»

«Nein», antwortete er und blickte ihren Rücken an.

«Gut, ich lasse dich», wiederholte sie, rückte die Vorhänge ganz zur Seite und verließ die Kammer durch das Fenster.

Die Kammer. Nie hatte er ihr erlaubt, durch die Tür einzutreten. Diesen Sommer nur über die Veranda. Diese Tür, diese Tür musste geschlossen bleiben. Diese Kammer gehörte nicht zum Haus. Diese Kammer gehörte zum Flügel, zum Tischchen, Fläschchen, Gläschen, gehörte dem Wald mit seinen Föhren, Birken. Dem Ton, der eine Melodie. War es so? Fertige, einzelne Saiten mit fertigen, einzelnen Tönen. Vermutlich. Hm.

Er warf im Aufstehen den Stuhl um. Der Flügel stand vor ihm wie eine Wäscheklammer. War er das Seil oder das Leinen? Und die ... Sinfonie?

Trinken. Er stand zwischen Flügel und Tischchen. War im Tischchen noch was? Im Flügel waren nur die fertigen, einzelnen Töne von den fertigen, einzelnen S-S-Saiten.

Er war schnell beim Flügel, schnell sein war leicht. Er zog an der Deckelstütze, sie gab nicht nach. Jetzt riss er daran, diesmal brach der Stab, und er ließ ihn los, der Deckel kam herunter, und er fühlte den Luftzug warm und trocken, und die Stütze brach aus ihrer Verankerung und wurde eingeklemmt vom gefallenen Deckel. Es sah wie eine Zunge aus, eine spitze Natterzunge. Der ganze Flügel erbebt, klirrend und klingelnd und hallend. Eine Melodie, er senkte den Kopf und hörte, bis sie verklang.

Das Schwinden der Töne ermöglicht das Aufklingen anderer. Auf- und Abklingen, nicht Ausklingen. Zieh an dem Faden, und das ganze Hemd löst sich auf.

Vom Tisch drehte er misstrauisch hinüber zum Flügel. Er hob den Stuhl auf, stellte ihn an das Tischchen, zwängte sich zwischen Tisch und Stuhl. Im Aschenbecher lag die Zigarre von gestern.

Anzünden ist alles andere als schwer. Er kann es. Sie brennt.

Er lehnte sich zurück, stieß den Rauch zögernd aus, denn er blühte so schwer und sumpfig und gelb in seinem Gaumen, zog das Heft heran bis an seinen Bauch.

Nein, erst trinken.

Er lehnte sich aus dem Stuhl wie ein Ruderer aus dem Boot und zog an der untersten Schublade, in der es klirrte und rollte. Er zischte, Kiss, und griff hinein. Schweres Fläschchen. Er zischte wieder, Kiss ... mein liebes Kätzchen.

Da stand auch das Gläschen. Er öffnete die Flasche und hielt inne, die Flasche am Glasrand.

Fenster zu! Wo hast du deinen Kopf? Alle wissen es, aber wo hast du deinen Kopf? Wissen es alle?

Er rennt mit der Flasche in der Hand. Der glucksende Vino. Der Fensterrahmen ist ein wenig verzogen, er muss die Schulter daran pressen, und dann die Klinke drehen. Er blinzelte immer noch und schritt mit dem rechten Vorhang zur Mitte und mit dem linken Vorhang zur Mitte. Ein Zeremonienmeister der Götterdämmerung.

Er setzte sich, rückte heran an das Gläschen. An das leere Gläschen. Der Anfang ist wichtig, wenn das Wässerchen aus dem Engpass kommt – nicht zu viel und nicht zu wenig auf einmal, und er spitzt die Lippen wie ein Oboist.

Es brennt. Alle wissen es. Das Geräusch des Nachschenkens. Wasser, endlich, das nicht löscht. Klingelndes Nachschenken. Was wissen alle?

Der Anfang ist wichtig. Er spitzt die Lippen zum Lächeln. Er nippte nochmals und lächelte breiter. Es passte perfekt, dieses Lächeln und dieses Wässerchen. Ein viinahelles Lächeln. Und was wissen sie alle?

Aus dem Magen kam ein Säuseln herauf. Ein kräuselndes Windlein. Es breitete sich aus wie das Lächeln.

Schluss damit. Dieser Bernsteintag hatte noch nicht begonnen. Er beugte sich über das Heft. Zur Hälfte gefüllt. Er setzte die Brille auf und beugte sich vor.

Ein Ton wie eine Öffnung, kein Ton – ein Tor. Nicht anschwellend, sah er, ausgehalten, durchgezogen, übertrieben. Nein, nein, nein.

Mit den Augen auf dem Papier, griff er sich das Glas. Er merkte nicht, dass es leer war. Soff Luft. In seinem Rücken stand der Flügel und duckte sich wartend. Er fühlte diese Geduld. Sie war verflogen gestern, er erinnerte sich, zusammenhanglos verflogen. Auf einen Boden verflogen, auf dem die Gestelle vom matten Licht der Nadeln erfüllt waren. Dieses braune feine Geriesel unter den schlanken Stämmen, und keiner ganz gerade. Wie diese Tonfolge, ein Ausweichen und Anreichern. Er hielt immer noch das Glas, wie ein Tänzer, führte es nochmals zu den Lippen.

Luft. Ah. Und plötzlich klingelten die Elektrischen über die Lindenstraße hinweg. Und er stand wieder auf der Plattform, gerade noch aufgesprungen. Dieses hektische Klingeln beruhigte ihn. Er sah Ainos Gesicht, das mit der Oper erst langsam, dann rascher und in genügsamem Allegretto weg rutschte oder – weglitt? Was nestelte sie da an seinem Hals?

Es war heiß, wie sollte man so schaffen können? Das erwartete man ja von ihm, nicht wahr? Man schrieb ihm lange Briefe mit Bitten und «inständig» und «hochverehrter Maestro», und jeder dieser Briefe war ein einziges Gedränge wie in der Elektrischen, ein Getappe und Fussbestehen. Aber keine Ruhe, keine Ruhe. Wie sollte man schaffen, wenn sie einem ständig auf den Füßen herumtrampelten? Verdammtes Aquarium!

Der Alte erhob sich und schaute zur Fensterfront. Die Vorhänge waren gezogen. Warum war es denn immer noch hell? Er setzte sich wieder hin. Der Stuhl fasste ihn ganz.

Wie war es gewesen? Ein donnerndes Aus-

klingen. Aus-Klingeln. Schmerzhaft und scherzhaft zugleich. Jetzt!

Er kümmert sich nicht um die Distanz zwischen Stuhl und Tisch, beugt sich vor, reißt das zur Hälfte beschriebene Blatt heraus und wirft es hinter sich und beginnt, mit schwingendem Ellenbogen und schwebender Hand, zu notieren.

Dabei längte sich sein Mund ganz langsam, eine summende Telegrafenschnur in der Landschaft seines Gesichts. Er fühlte eine Enge um den Hals und lockerte die Krawatte. Die Noten fielen wie Ziegenkot auf das Blatt. Enge als Vorname der Befreiung. Bestens. Er riss das Hemd vor Hitze auf und zog die Krawatte mit der linken Hand aus dem Kragen, legte sie auf den Tisch, aber sie glitt auf den Boden. Er hielt an und lehnte sich aus dem Stuhl, um sie aufzuheben, aber woher kam denn diese Krawatte? Wer hatte sie ihm gebunden und wann?

Herrgott, er verlor die Kontrolle, selbst über seine Krawatte, er rollte sie zusammen und legte sie in die Schublade, nahm sie wieder heraus, warf sie wütend durch das Zimmer zum Schragen hinüber, doch sie fiel wie eine abgeschossene Wachtel mitten im Flug und faltete sich wieder auseinander, ein graues Winden. Sie hatte nicht viel an, dachte er und stand auf, aber viel drauf ... Ach, die Schlange; Aino. Kontrolle war alles. Kontrolle!

Seine Schritte waren anders, sein Gang war ein Gleiten geworden, und als es im Gebälk knackte, schrak er mitten im Gehen auf.

Der Gang durch das Zimmer war ein Waten. Man schob die Luft vor sich her, und schwerfällig und warm und teigig schloss sie sich im Rücken um einen. Nicht auszuhalten, und in seinem Schädel hobelten die Akkorde. Sie würden alles blank wetzen, er wusste es. Herrgott! Aino!

Das Brüllen kam aus seinem Mund noch bevor er daran dachte. Ein Geräusch widerwärtigster Furcht. Er stand vor der entrollten Krawatte und wandte sich ab und schaute auf den Tisch. Kontrolle und Ordnung. Kontrolle und Enge. Schau die Stifte! Und das Scheit neben dem Klavier. Woher kommt denn das?

Gleich würde er die Stimme seines Vaters hören. Da war sie auch schon, mitten im Gehobel der Akkorde, sie sagte deutlich und klar, wie Honigzähnen am Honigglas: Nicht immer stehen bleiben, Johan, du brauchst mehr Kraft, wenn du immer stehen bleibst, gehe stetig und nicht schnell. In seiner Altherrenstimme voller Gold und Silber. Die Akkorde säuseln bereits, surren zusammen.

Er hastete zurück zum Tisch, das Säuseln zu retten. Blieb stehen.

Nicht stehen bleiben, sagt die Stimme, geh, geh, geh.

Er schob seinen Bauch durch das gelbe Zimmer und trat an die Vorhänge und in den sich oben verjüngenden Lichtspalt, blinzelte.

Als er sich an das Licht gewöhnt hatte, sah er im Fenster sein eigenes Gesicht. Als bestehe es aus reinstem Fett, weiß und fast durchsichtig, das ganze Gesicht eine Glocke mit Kragen, als habe man das Fett um die Wangenknochen und den Kiefer gepresst. Ein Götzengesicht aus Fett, dachte er. Er wollte etwas, ja...

Es fiel ihm ein, als er die Föhren und Fichten oder Kiefern und Föhren sah, deren Wipfel allein wie die über die Glatze des Tages gestrichenen Haare sich gelöst hatten und winkten. Es fiel ihm ein, er könne den Wind brauchen.

Die Glastür knallte erst und knarrte dann. Akt der Explosion gefolgt von Akt des Widerstands. In der Kammer hinter ihm gab es auch ein Geräusch wie von auffliegenden Blättern. Die Föhren oder Kiefern hielten sich gerade, wie sich das gehörte. Er trat über die Schwelle, und die Akkorde verwehten wie kleine Sandkörner im Sommerwind, im Sommerwind. Sie verwehten nicht ganz, er wusste es, aber sie verwehten trotzdem. Eben, der Boden mit seinen Gestellen und den Nadeln überall. Zundertrocken alles. Nun, nun. Nicht weinen.

Der Alte stand da, und seine Rockschoße wehten ein wenig. Plötzlich fror er. Die Wipfel rauschten nicht, man hörte es nicht. Nicht wie ganz am Anfang. Immer zum Anfang zurück. Das übliche Geschrei vom Strand, ja. Aber die Kiefern oder Fichten rauschen nicht. Rauschen nicht.

Nicht. Er kehrte sich um, der große Kreisel der Akkorde schwankte gefährlich in seinem Gehör, sie waren wieder da, ein einziges gottverdammtes Arpeggio.

Hochverehrter Meister... der geschätzte Paa-
vola war hier bei mir und hat mir... bald hören
dürfen...

Die Kieferwipfel schwebten. Sie schwebten, und er schloss die Tür, er konnte nichts mehr hören außer das Geschrei vom Strand. Als wäre es nicht vorhanden gewesen, vorher. Dieses Keifen. Nur nicht persönlich nehmen, was waren schon die Keifereien. Er stand am Tisch und las die Noten, mit der rechten Hand aufgestützt. Er blickte kurz auf und schüttelte den Kopf, und die Föhrenwipfel schaukelten mit.

Das Glas war leer. Er griff sich das Fläschchen und setzte an. Trinken, trinken gegen das Keifen, gegen das Rollen der Töne. Die Ruder gesenkt, dass ich nicht lache. Man muss sich nur einkriegen. Ha. Schwaden von Licht drangen durch das Fenster. Er setzte sich ein wenig zu schnell, wie seine Akkorde im Land Tapiola, flirrendes Gestein.

Nun, nun. Flausen, Flausen. Hm-hm.

Ein anhebendes Donnern, das war es. Er begann auf einer neuen Zeile und setzte den Ziegenkot darauf. Die Akkorde platzten. Erbsenhülsen. Er stand über dem Heft und notierte. Ein donnerndes Anheben, nichts mehr. Und dann dieses verschwimmende Licht, ich kann nicht. Die Hülsen schwammen auch, verliefen. Ein donnerndes Abheben, nicht wahr? Er griff nach der Flasche, und sein Zeigefinger streifte Amorbogen und Nase und wurde nass. Er wischte ihn sich am Rock ab. Er dachte an sein Gesicht im Fenster, an das Gesicht Ainos heute Morgen. Ihr junges Gesicht. Sie veränderte sich nicht mehr, er hätte es doch bemerkt. Hätte er es bemerkt? Konnte er es bemerken? Wüsste er es zu bemerken?

Man lebt beisammen, aber es gibt keine Konzentration mehr. Ja, es gibt keine Ruhe mehr. Konssentrassion, flüstern seine Lippen. Ich kann nicht, Kon-ssen-trassion.

Lauschend hober wieder den Kopf. Knackendes Gebälk. Der Schweiß vermischte sich mit den Tränen, die Tränen waren der Schweiß wie das Anheben das Donnern war und das Donnern das Abheben und der Schweiß die Tränen.

Brüsk und wie ein Kreisel drehte er sich um zum Flügel, der wie ein Fragezeichen warnend in der Kammer stand, flach wie ein Brett über das Wasser. Im Drehen kippte er am Stuhl fast um. Ich kann nicht, wiederholte er. Es war wie ein Wachtelruf. Auffliegen und weg. Lachend auffliegen, keifend. Abheben.

Da stand er nun. Anhebend. Vor dem Gebiss des Flügels. Streckte die Finger hinein. Ich kann nicht. Anders. Die Flasche hatte ihn begleitet, das sah er. Nun. Ich kann nicht. Anders nicht.

Bekannt, sagt er. Jetzt begann er zu reden. Bekannt, bekannt, bekannt, sagte er und schlug die Finger auf die Tasten, und der Flügel antwortete. Auf seine Art, kein Keifen, aber auch kein Schnalzen. Drüben stand der Kleiderständer mit dem Hut, dem Schal. Kra. Watte. In seinem Kopf.

Bekannt, bekannt, bekannt, murmelte er. Es ist so hell, man fühlt sich ja durchleuchtet und fast schon durchsichtig. Glasglockenhaft wölbte sich der Flügel vor ihm, und er stand an seinem Abhang.

Hier beginnt Tapiola. Das Land Tapiola. Es ist dunkel, T-T-Tapiola.

Noch war es dunkel, und er hielt die Finger im Schweben. Auf den Wind wartend, im Land Tapiola wartend. Das Scharren in den Nadeln klang wie ein bisschen Gehen. Ah, das Land Tapiola, wie die Kiefern und Föhren meiner Heimat. Aber dunkel und durchsichtig. Man hat hier keinen Zutritt. Es gibt hier nur den Abhang. Das Scharren in den Nadeln klang ein bisschen wie Gehen. Weit gefehlt, wer hier eintritt. Weit gegangen, wer hier eintritt.

Die Flasche rutschte kratzend über den schwarzen Abhang, wie ein bisschen Keifen, und wie der sich hebende Abhang sich hob, schwarz und ölig, kippte sie und fiel halsvoran und brach sich, die arme, den Hals, dumpf und durchsichtig. Einzelner Ton, aus vielen Tönen gemacht.

Was für eine Lüge. Eine Lüge, und auch wenn man es weiß, und er stand auf. Der Alte stand auf, blieb im Donnern stehen und zögerte und zuckte mit seinen Schultern. Dann schritt er am Tisch vorbei, wo die Erbsen sich immer noch tummeln wie Ameisen. Konssentrassion und Ichkannnicht. Auf, auf. Was die Mode streng gefügt, ich kann nicht.

Hat es noch? Der Alte kam aus dem Land Tapiola und schwankte, nicht nur ein wenig. Die Akkorde pressten ihm den Hals ab, man sah es, und er las die Krawatte auf, die sich da auf seinem Weg ringelte. Versuche mich nicht. Bitte nicht heute. Sicher nicht heute. Heute nicht.

Leer, die erste Flasche im Bettkasten. Leer, die zweite. Da muss man wohl vom Ross runter und ins Dorf. Durch das Land Tapiola war er gekommen, so weit war er schon gekommen. Und jetzt ...

Der Bettkasten knallte. Wie der Abhang, dunkel und durchsichtig, geknallt hatte. Dieses Knallen und Keifen, und man kann nicht mehr kneifen, man hat ja die Ohren. Dieses Knallen und Kneifen heute.

Er stand vor dem Bett wie vor dem Sarg. In seiner Brust schlug das Herz fünfmal in der Quarte des Landes Tapiola. Tritt ein, Wald wie Glas.

Im Land Tapiola macht es nichts, wenn alles splittert. Die wartenden Töne. Die wartende Häme. Das wartende Schöne. Die wartende Wärme.

Aus dem Haus schlug eine Uhr viermal. Es würde noch lange hell bleiben. Der Tag war noch nicht vorbei, aber das Land Tapiola vielleicht früher. Er schloss die Augen und hörte das Rauschen der Fichten und Kiefern. Er stellte sich ihre spitzen Lippen vor und lächelte. Die Hufe der Faune machten keine Laute auf dem Teppich, als sie die Fenster eindrückten. Das Klirren war fast nicht mehr zu hören hinter den Augen. Seine Lippen schnalzten. Sein großes Gesicht glich dem Gesicht eines Säuglings. In der rechten Hand hielt er die Schlaufe der Krawatte wie einen grauen Blitz.

Auf den Steinplatten der Veranda rieselt Sand und bildet gelbe Ringe um die Stuhlbeine.

Oliver Füglistner, geboren 1974 in Lausanne. Schreibt hauptsächlich Gedichte, arbeitet inzwischen vermehrt an der kurzen Form der Kurzgeschichte. Schreibt neben seiner Arbeit als Religionspädagoge in Basel an seinem ersten Roman, einem Science-Fiction-Heimatroman. Regelmäßige Publikation von Gedichten auf www.faime.ch. Lektor der Pro Lyrica - Schweizerischen Gesellschaft für Lyrik (<http://www.prolyrica.ch>). Religionspädagoge.

Damit

Martina Arp

Er dreht die Musik
bis zum Anschlag auf,

damit der Nachbar
sein Weinen nicht hört

Martina Arp, Jg.64, geb. in Berlin, Poesiepädagogin, schreibt Lyrik und Kurzprosa.

Grau

Gabi Kremeskötter

Bäume fliegen vorbei. Grüne Wiesen. Grün, so wunderbar grün. Regen fiel bis vor Kurzem, in der Luft liegt der frische Duft nach dunkler Erde.

Als Leila einstieg, prägte noch das graue Einerlei ihrer Umgebung das Bild. Abstufungen von grau: hell-, dunkel- und mittelgrau. Nur ab und zu ein grau geschleiertes Rot. Dächer in fremden Orten. Trist, verloren, verbraucht, schmutzig. So kam es ihr schon immer vor. Und dann dazu der Regen, der nur dunkler tönt und Kälte mit sich bringt.

Leila schließt kurz die Augen, atmet tief ein und aus. Wie ein Mantel haben sich ihre Erinnerungen über das Wiedersehen mit ihrer Mutter gelegt. Beisammen gesessen haben sie, noch einmal in der kleinen Küche. Am quadratischen Tisch mit der rot-weiß karierten Plastiktischdecke. Farbtupfer im Grau. Wie das Haarband in Leilas lose zusammengefassten langen Haaren.

Schweigend saßen sie traurig zusammen, gesagt war ja schon längst alles. Sie würde bald gehen müssen. Genau wie er.

Ein guter Mann ist er ihr gewesen. Arbeitete hart von morgens bis abends. Freute sich jeden Tag über die liebevoll bereiteten Stullen mit der Thermoskanne Kaffee und am Abend über die warme Suppe. Die wenigen Jahre, in denen er bei ihnen gewesen war, so erzählte es die Mutter zumindest immer.

Leila kann sich nur noch schemenhaft an ihn erinnern, zu lange ist alles her. Irgendwann, da fingen die Sirenen an zu heulen und er musste von einem Tag auf den anderen fort. Nicht genügend Zeit, sich zu verabschieden. Nicht genügend Zeit, Liebe und Vertrauen in das Herz einer kleinen Dreijährigen zu pflanzen.

Grau die Tage, grau die Wochen. Grau der Staub und der Schmutz, der alles unter sich zu ersticken drohte. Krach und Donner, Weinen und Schreien. Und dann der Hunger. Daran kann Leila sich noch gut erinnern. Hunger hatte sie immer.

Aber da war als Ausgleich stets ihre Mutter. Sanfte Lieder. Beim Summen der schönen Melodien schlief Leila jeden Abend ein. Der warme, weiche Busen, das sanfte Streicheln ihrer Hände. Zeitgefühl hatte Leila keines, die Tage glichen einander. War es warm draußen, kroch die Kühle des Kellers dennoch in ihre Poren. Das Weiß des Schnees verlor sich schnell unter dem Grau des neuen Staubes. Kein Ende nahmen die Tage und Nächte, immer größer wurden die Augen in den mageren Gesichtern. Aber dann, eines Tages nahm ihre Mutter Leilas Hand. Sie bekam die groben Schuhe zugeschnürt, eine Weste über das graue Kleid und die extra warme, wollene Strumpfhose. In der einen Hand den Holzkarren mit ihren wenigen Sachen, an der anderen Leila. So gingen sie zusammen durch die grauen Straßen. Ursula, die Puppe, pendelte bei jedem ihrer kleinen, schnellen Schritte in Leilas freier Hand hin und her. Still war es, sehr still. Nur ihre Tritte und das leise Summen waren hörbar. Eine fröhlich aufmunternde Melodie drang über die Lippen der Mutter. Und in ihren Augenwinkeln endlich wieder dieses Leuchten. Die gütigen, stillen Augen ihrer Mutter.

Sie waren grün.

Schreiben, unbedingt

Marlene Schulz

„Aber dass ich Schriftstellerin bin, wissen Sie?“, sagt Elfriede Brüning, als die Berliner taz ein Interview mit ihr führen will. Nicht ohne Grund fragt sie nach. Zahlreiche Veröffentlichungen bringen ihr vor allem in der DDR großen Erfolg. Knapp 30 Bücher publiziert sie mit einer Gesamtauflage von 1,5 Millionen. Doch nach der Wende sagt sie selbst: „Uns DDR-Autoren hat man totgeschwiegen.“ Elfriede Brüning findet im vereinten Deutschland nicht mehr die Resonanz, die sie noch vor 1989 kennt.

Für die 1910 in Berlin Geborene ist bereits früh klar, dass sie unbedingt schreiben möchte. Bereits als 16-Jährige verfasst sie für große überregionale Zeitschriften Reportagen und arbeitet fortan als Journalistin. Dem „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller“ gehört sie ebenso wie Anna Seghers und Bertolt Brecht an. Dort lesen sie sich gegenseitig die literarischen Entwürfe vor und begutachten ihre Texte. Elfriede Brüning steckt harte Kritik ein. Vorgeworfen wird ihr, nur die „Sonntage des Lebens“ zu beschreiben. Die Folge ist eine tiefe Krise, aus der jedoch ihr erster Roman entsteht, der den wirtschaftlichen Niedergang einer Handwerkerfamilie zum Ende der Weimarer Republik beschreibt. Die Machtergreifung Hitlers verhindert eine Veröffentlichung. Erst 1970 gelingt eine Publikation in der DDR unter dem Titel „Kleine Leute“.

1933 verbieten die Nationalsozialisten den „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller“. Elfriede Brüning ist engagiertes Mitglied der Kommunistischen Partei. 1935 wird sie, wie auch die anderen Bundmitglieder, wegen des Verdachts auf Hochverrat verhaftet und bleibt sechs Monate im Gefängnis. Dort schreibt sie einen Liebesroman, in dem eine junge Frau im Zentrum steht, die nach ihrer Heirat weiter nach Berufstätigkeit strebt, was jedoch mit dem von den Nationalsozialisten verbreiteten Frauenbild nicht konform geht. Zwei Jahre später wird sie vom Vorwurf des Landesverrates freigesprochen.

Während des Krieges wird es für Elfriede Brüning immer schwieriger zu publizieren. Sie bleibt jedoch in Deutschland, geht in die innere Emigration und schreibt zur Zeit des Zweiten Weltkrieges im kommunistisch geprägten Widerstand unter Pseudonym, u. a. für die in Prag erscheinenden „Neuen Deutschen Blätter“. Außerdem versucht sie, wie andere Bundmitglieder auch, unter ihrem richtigen Namen unpolitische Bücher zu schreiben und in nicht faschistisch ausgerichteten Verlagen und Zeitschriften zu veröffentlichen, was ihr gelingt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg gründen die alten Mitglieder des proletarisch-revolutionären Schriftstellerbundes den „Verein Sozialistischer Schriftsteller“, der später im Schriftstellerbund der DDR aufgeht.

1949 erscheint ihr sehr erfolgreicher Roman „... damit du weiterlebst“, in dem alle darin vorkommenden Personen wirklich gelebt haben. Er erzählt das äußerst bewegende Schicksal von Menschen im Widerstand gegen die Nationalsozialisten, insbesondere das der Jüdin Lotte, die einen verzweiferten Kampf um ihr Kind Eva führt, und der beiden hingerichteten Antifaschisten, Hans und Hilde Coppi. *„Die nach uns kommen“*, sagte sie [...] *„werden eines Tages von uns Rechenschaft fordern. Vor ihnen müssen wir bestehen können. Wenn unser Kind von uns wissen will, ob wir an der Barbarei dieser Zeit teilgehabt haben, dann können wir ihm klar in die Augen sehen und ihm ohne zu erröten sagen: Wir haben unsere Pflicht getan. Wir sind uns selber treu geblieben. Deshalb arbeite ich illegal, Hans. Und deshalb kann es nicht sinnlos sein, was wir tun.“* (ebd., S. 90)

Mit 40 Jahren beginnt Elfriede Brünings Leben als freiberufliche Schriftstellerin in der DDR, wo sie ein breites Publikum anspricht.

1992 erscheint „Kinder im Kreidekreis“ über Zwangsadoptionen und Heimerziehung in der BRD und DDR.

Die wirklichkeitsnahen Themen ihrer Veröffentlichungen sind Frauenschicksale, die mitunter autobiografisch geprägt sind, sowie politische Themen, die Missstände und Probleme von Kindern tangieren. Nicht zuletzt ist auch der Widerstand gegen den Nationalsozialismus im Dritten Reich Gegenstand ihrer Publikationen.

In ihren Werken wird Elfriede Brünings Absicht deutlich, einen aktiven Beitrag dazu zu leisten, Menschen mit ihren Lebenswegen im Widerstand unvergessen zu machen. Im Nachwort ihres Romans „... damit du weiterlebst“ schreibt sie: *„Wenn Ähnliches, was Eva und ihre Mutter durchlebt haben, nie wieder geschehen soll, muss man die anderen Antifaschisten, die gegen das Unrecht kämpften und dafür mit dem Leben bezahlten, stets lebendig halten.“* (ebd., S. 213)

Elfriede Brüning ist das letzte lebende Mitglied des einstigen proletarisch-revolutionären Schriftstellerbundes und stirbt drei Monate vor ihrem 104. Geburtstag im Jahr 2014.

Bibliographie:

Altes Herz darf ruhen. taz, Berlin 06.08.2014

Elfriede Brüning: „... damit du weiterlebst“. Roman. Halle-Leipzig (Mitteldeutscher Verlag) 1955. Lizenz-Nr. 444-300/124/85

Elfriede Brüning: *Gefährtinnen*. Porträts vergessener Frauen. Berlin (Karl Dietz Verlag) 2010. ISBN 978-3-320-02242-6

Elfriede Brüning: *Partnerinnen*. Erzählungen. Halle-Leipzig (Mitteldeutscher Verlag) 1978. Lizenz-Nr. 444-300/128/78

Marlene Schulz, *1961 in Heidelberg, Studien des belletristischen und journalistischen Schreibens, Stipendiatin am Institut für kreatives Schreiben in Bad Kreuznach, Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften im deutschsprachigen Raum.
www.marleneschulz.info

Müssen wir uns alle erschießen?

Hommage an Heinrich von Kleist

Raimond Mülstroh

In Preußens Glanz und Gloria wird 1777, entstammend einer märkischen Offiziersfamilie, Laufbahn und Lebensbild vorgezeichnet, geborgen und doch dem Kampf zwischen Recht und Chaos ausgeliefert, ein Mensch geboren, genannt Heinrich von Kleist. Dem Recht die Hand zu reichen und der Tradition zu folgen, der Ordnung Diener und Erhalter zu sein, obwohl er selbst, den Freiheitsdrang verspürend, durch Salutieren und Exerzieren gepeinigt, der Pflicht nicht lange folgen kann, zumal sein Dienstherr, in der Haltung zweideutig während der napoleonischen Kriege, den Makel trug, den vorbildhafte Herrscher nicht vertragen, ist seiner Eltern Wunsch.

Er nimmt den Abschied, und da zu wissen ihn begehrt, wenn nicht der Herrscher makellos dem Volke diene, wer dann dem Menschen Sicherheit gewährt und durch unumstößliches Prinzip für Leitung sorgt, nimmt er die Studien der Philosophie auf. Hier sind es die Werke Kants, die ihm Gewissheit geben, dass menschliche Erkenntnis, mit der Wahrnehmung zweifelhafter Sinne behaftet, nie den letzten Sinn des Lebens und der hohen Ordnung zu ergründen vermag und so die Wirklichkeit zu einer zweifelhaften und zweideutigen Willkür sich verdichtet, was ihm die Lebensangst als Grundgefühl ins Herz legt. So, mit seinen 24 Jahren erschüttert und gefordert doch zugleich, ergriffen, plötzlich, von ungeheurer Energie, der Dichtkunst sich berufen fühlend, schafft er mit Fleiß Novellen und Dramen neuer Art.

Die Frage nach dem Sinn des Lebens ist für Kleist der Leitgedanke seines Schaffens, die er immer im Wechselspiel von Ethik und Schicksal zu ergründen versucht. So untersucht er in seinem Werk „Michael Kohlhaas“ die Frage, ob man bei Unrecht sich selbst zum Richter erheben darf oder ob man das Unrecht so lange ertragen müsse, bis einem Recht von berufener Instanz wiederfährt. Er kommt zu dem Schluss, das Recht ein unumstößliches Prinzip ist, dem man sich unterzuordnen hat, ohne sich selbst zum Richter erheben zu dürfen. Gewalt darf nicht Gewalt erzeugen. Auch bei existenziellen Problemen, die das Selbstbild zerstören, darf man sich nicht über das Gesellschaftsideal erheben, sondern muss sich selbst immer aus der Sicht herrschender Werte betrachten. Der Mensch muss weg von der subjektiven Betrachtungsweise, da alle subjektiven Betrachtungen nur Trugbilder sein können. Dies bringt er auch deutlich in seinem Drama „Friedrich von Homburg“ zum Ausdruck. Er zeichnet hier das Idealbild eines Herrschers, der zum Wohle des Volkes seine Gefühle und Neigungen unterdrückt, um objektiv zu werten und somit nach gültigem Recht Gerechtigkeit walten zu lassen. Daraus ergibt sich für Kleist die These, dass der, der sich nicht objektiv an den Werten der Gesellschaft messen kann, an sich selber zugrunde geht. Da der Mensch aber, durch die Täuschung der Sinne und wegen seiner Psyche, der Ratio und somit die Objektivität nicht kontinuierlich aufrechterhalten kann, begeht er zwangsläufig Fehler; er ist dem Schicksal ausgeliefert. Hier bleiben nur zwei Möglichkeiten. Entweder man verharrt in der Subjektivität und geht, wie Kleist dies in „Das Bettelweib von Locarno“ darstellt, an sich selbst zugrunde, oder man unterwirft sich, nach begangenen Fehler, der objektiven Betrachtung durch bestehende Werte und geht dann, wie Kleist dies in seiner Komödie „Der zerbrochene Krug“ darstellt, an der Gesellschaftsnorm zugrunde.

Da keine dieser beiden Möglichkeiten dem Menschen ein Entrinnen aus der Willkür des Schicksals ermöglicht, wählt Kleist im Alter von 34 Jahren die einzige Chance zu entinnen, indem er sich am Wannsee bei Berlin erschießt.

Da er zu keiner Lösung für das Problem des Sinnes des Lebens findet und dem Menschen auch keine Lösung zutraut, drückt er, im Abschiedsbrief an seine Schwester, seine Verzweiflung und zugleich seine Hoffnung aus, indem er schreibt:

„DIE WAHRHEIT IST, DASS MIR AUF ERDEN NICHT ZU HELFEN WAR!“

Die Frage bleibt: Müssen wir uns alle erschießen oder erheben wir uns gegen das Unrecht unserer Zeit?

Raimond Mülstroh wurde am 01.10.1955 in Jülich geboren. Nach seiner Ausbildung zum Betriebswirt war er 25 Jahre für Touristikunternehmen in Europa, Asien und Afrika unterwegs, Schwerpunkt arabischer Raum. 2001 wechselte er in den gemeinnützigen Bereich der Flüchtlingsintegration. Heute lebt er mit seiner Frau in Gemmenich/Belgien und widmet sich mehr und mehr der Literatur.

HERTA MÜLLER



Zeichnung: Jürgen Janson

BERTHOLD BRECHT



Zeichnung: Jürgen Janson

Spiegel

Dirk Eickenhorst

An klaren Tagen betrachte ich es aus einer nur mir ganz allein möglichen Distanz. Dann sehe ich es an, und mein Blick schweift über die raue Fassade.

Ich sehe den Putz, der uneben und grau geworden ist, und ich wundere mich darüber, dass er so viele Flecken und schadhafte Stellen bekommen hat.

Kein Anstrich, den ein Mensch auf diese Fassade aufbringen kann, scheint die Macht zu besitzen, den erbärmlichen Zustand dieser einst so schönen Oberfläche zu übertünchen.

Diese Fassaden sind gezeichnet von einer langen Zeit, einer Zeit der Stürme und Wolkenbrüche, die dieser Oberfläche wieder und immer wieder mit schneidenden Winden und prasselnden Regengüssen zu Leibe gingen.

Auch die Eiseskälte der vielen Winter und die sengende Gluthitze der Sommersonne hinterließen unübersehbare Narben auf dem Kleid meines Schlosses. Dem Verfall dieser Wohlgestalt vermochten auch die milden Frühlingstage verronnener Jahre mit ihren erfrischenden Brisen und lauen, sanften Nächten nichts entgegenzusetzen.

Ebenso wenig war es den Herbsttürmen im Leben meines Schlosses vergönnt, mit ihren Böen die Zeichen der Zeit von seiner Fassade zu wehen.

Es nutzte auch nichts, wenn der Herbst sein Bestes gab, die äußerliche Unvollkommenheit unter einer Decke bunter und doch welker Blätter vor den Augen der Betrachter zu verbergen.

Mir wird, während ich wie jeden Morgen mein Schloss betrachte, eines klar; jeder Versuch, diese Fassaden neu und unverbraucht wirken zu lassen, ist unweigerlich zum Scheitern verurteilt.

Denn dieses Schloss ist weder neu, noch verdient es die Bezeichnung unverbraucht. Es trägt die Spuren der Zeiten, die es durchwanderte, und es tut dies nicht ohne Würde.

Der Anblick der rissigen Oberfläche legt schon während des einfachen Vorgangs der Betrachtung unentwegt Zeugnis darüber ab, wie es sich den Unwägbarkeiten und Anfeindungen seiner Geschichte entgegengestemmt hat.

Und der Anschein der Unvollkommenheit überwiegt bei längerer, genauerer Betrachtung auch nicht mehr der Gewissheit, dass eben diese Erscheinung, diese vom Alter gezeichnete und gebeugte Äußerlichkeit, dem Betrachter noch etwas Anderes, ungleich Wichtigeres zu erzählen hat.

Denn wenn man durch die im Laufe der Jahre opak gewordenen Fenster in das Herz und die Seele meines Schlosses schaut, dann erblickt man mehr als nur die unbewohnten, leeren Zimmer dieser Tage.

Im Herzen meines wandelnden Schlosses leben bis heute die Erinnerungen an seine Bewohner, auch wenn diese schon vor Jahren durch Mächte, die größer sind als die meinen, gezwungen waren, sich an einen anderen Ort zu begeben.

Einen Ort, von dem wir Menschen so gerne glauben mögen, dass er besser ist als unsere oft triste und entbehrungsreiche Wirklichkeit.

An klaren Tagen erscheinen mir diese Erinnerungen so frisch und nah, dass ich in den Tiefen meines Schlosses die Stimmen durchaus hören kann. Ich vernehme Worte, voller Sanftmut und Liebe, die mir flüsternd Glauben machen, das ich die Einzige bin, geliebt und geachtet über alle Maßen.

Ich schnappe unschuldiges, frohes Kinderlachen auf, wie es durch die Räume meines Schlosses schallt und mein Herz, meine Seele, meine gesamte Existenz mit heller Freude erfüllt. Ich lausche der Stille vieler Abende, bis zum Überlaufen angefüllt mit Vertrauen, Hingebung und Innigkeit. Ich spüre manchmal schwül und erregend die Lust, die sich in diesen Mauern, aus Vertrauen geboren Bahn ins Leben brach.

Natürlich hat es in meinem Schloss, für mein Schloss, nicht nur glückliche Zeiten gegeben.

Es gab auch Tage und Nächte voller Verzweiflung, Angst, Schmerz und Trauer. Und auch Hunger ist eine Empfindung, die mein Schloss in seinen Mauern beizeiten beherbergen musste. Hunger nach Nahrung, nach einem Ende des Krieges, der alle Menschlichkeit und Liebe zu verschlingen drohte.

Dieser Hunger wurde mir gestillt, anders als der Hunger nach der Rückkehr meines Ehemannes, der aus eben jenem Krieg nie zurückkehrte.

Mein Schloss hat den Tod erlebt, wenn die Bewohner seines Herzens aus dem körperlichen Leben in das nebelhafte Dasein meiner Erinnerung wechselten.

Aber es erlebte auch das Wunder der Geburt, die Ankunft geliebter Menschen, die das Leben in seinen Mauern zu einem Dasein voller Glückseligkeit machten. So ist es an klaren Tagen.

Aber dann gibt es die Tage, an denen nichts klar ist. An diesen Tagen blicke ich mein Schloss an, und mir ist, als gehöre es mir nicht. Ich erkenne, dass ich es bereits gesehen habe, dass es irgendwie mit mir verbunden sein muss.

Aber alle Gedanken sind unscharf, von Schleiern überzogen, und gelegentlich erahne ich die Anwesenheit anderer.

Geisterhafte Erscheinungen blicken mich aus dem Spiegel fragend an.

Mir kommen ihre Gesichter entfernt bekannt vor, jedoch will sich in meinem Geist kein Name formen, der ihnen zuzuordnen wäre.

Diese Tage häufen sich in der letzten Zeit.

Mein Arzt nennt sie „Demenz“.

Noch überwiegen die klaren Tage.

Jeden Morgen betrachte ich mein Schloss im Spiegel, meinen Körper, das Einzige, welches mir allein gehört.

Hier, in mir, bin ich Schlossherrin.

Und dann löse ich meinen Blick vom Spiegelbild, und folge der Pflegerin in den Frühstücksraum des Altenheims. Alt und gebeugt, voll von Geistern der Erinnerung.

Lebendig.

Dirk Eickenhorst, geb. 1968, lebt in Linnich, NRW. Mitglied im Bundesverband junger Autorinnen und Autoren e. V. (BVjA). Er schreibt am ersten Band einer Fantasy-Reihe unter dem Titel „Morgenstern-Chroniken“. Eine Adaption des Märchens „Hänsel und Gretel“ aus der Sicht der „bösen Hexe“ (die bei ihm weder böse noch eine Hexe ist) in Form eines historischen Romans ist ebenfalls in Arbeit.



über kunst,

textfragment aus der erzählung „zuhaus bei rené“

walter meissl

solange: die kunst ist heutzutage eine verdammte hure.

luc: nieder mit der kunst! es lebe die kunst!

nadine: kommt jetzt das übliche 'was ist kunstgelabere'?

rené: was soll dieser quatsch. habt ihr was gegen die kunst?

solange: die kunst befindet sich in der krise. habt ihr das noch nicht bemerkt? darüber besteht wohl kein zweifel. die kunst befindet sich in derselben krise wie die gesellschaft insgesamt. kunst bedeutet heutzutage ware, werbung, spekulation und dampfplauderei.

rené: na und? hast du was dagegen? die werbefuzzis sind heute eben die besseren künstler.

solange: mich nerven die aufgeblasenen attitüden der künstler. wer am lautesten schreit, wird am meisten gehört.

rené: das versteht sich von selbst. flüsterer versteht man schlecht. was soll daran verkehrt sein?

solange: mich stört einfach diese selbstbewehräucherung. ich bin der beste, der schönste, der begehrtesten! kauft nur mich! ich! ich! der oberkünstler. meine kunst ist die beste! widerliches marktgeschrei. mir ist das so was von zuwider.

luc: jetzt übertreib bloß nicht. du willst doch auch gesehen und gehört werden. dass man heute als simpler bildermaler und farbenschmierer auf dem holzweg ist, braucht einem doch nicht leid zu tun. wer heute den geist der zeit verkennt, der hat seine zeit verschlafen.

rené: luc, was du nicht sagst. ich bin so ein naivling, der einfach bilder malt. und ich kann dir sagen, ich bin nicht der einzige. es gibt sogar eine menge davon und ich bin überzeugt, das wird in absehbarer zeit so bleiben.

solange: bilder hin oder her. das problem ist doch, dass die verschiedenen zeitgenössischen kunstströmungen ihre nachgeordneten interessenslagen hinter ihren attitüden verschleiern. nimm zum beispiel die gesellschaftspolitische attitüde. die avantgarde ist zum bestverkäuflichen markenartikel avanciert. die gesellschaftskritische haltung verkauft sich als speerspitze eines den gesamten globus überziehenden kulturimperialismus, um dem kapitalismus einen geistigen überbau zu verschaffen.

nadine: da ist schon was dran. die so genannte avantgardistische kunst ist heute ein phänomen der kulturellen massenunterhaltung. als medienkünstler muss ich mich heutzutage fragen, ob die bleibendsten eindrücke beim rezipienten nicht sony, itt, nokia oder siemens sind. viele dieser gesellschaftsbezogenen kunstrichtungen arbeiten mit einem technischen equipment und einem finanziellen aufwand, der nicht selten das jahreskulturbudget einer mittleren kleinstadt übersteigt. die so genannte avantgardistische, gesellschaftskritische kunst übersieht geflissentlich, dass sie mittlerweile am leichtesten den zugang zu staatlichen fördermitteln und ausstellungsmöglichkeiten schafft. gleichzeitig aber verachtet diese kunst die arbeit. ich meine arbeit, bei der man sich die finger dreckig macht.

luc: seid doch nicht so borniert political correct. kunst ist heutzutage ein zweig der wissenschaft. künstler arbeiten heute interdisziplinär an der erforschung der natürlichen und gesellschaftlichen wirklichkeit. philosophie, physik, soziologie sind heute die felder, auf denen die kunst ihr neues selbstverständnis gewinnt.

solange: in der wissenschaft hast du doch dieselben probleme. die wissenschaften arbeiten mit dem anspruch der objektiven, rationalen erforschbarkeit der wirklichkeit. dieser anspruch verschleiert aber die tatsache, dass die konkreten

forschungsziele und deren ergebnisse von vorgelagerten, durchaus unwissenschaftlichen interessenslagen abhängen. die wertfreiheit der wissenschaftlichen forschung endet genau da, wo außerwissenschaftliche interessen des profits oder der macht durch bereitstellung der finanziellen mittel den forschungsrahmen vorgeben. von den pharmakonzernen, der agrar-, nahrungsmittel-, freizeit- und rüstungsindustrie gibt es ganz konkrete gewinnberechnungen, die lang- und mittelfristige milliardeninvestitionen in bestimmte forschungsbereiche rechtfertigen. bevor man über inhalte redet, sollte man über interessen reden.

rené: nun mal langsam. eure kommunistischen weltverbesserungsfantasien gehen mir am arsch vorbei. wieso sollte ich als künstler meine arbeit nicht genauso verkaufen können, wie der bäcker seine semmeln? und wieso sollte ich mich nicht der mittel bedienen, die ich angeboten bekomme? mir geht das unheimlich auf die nerven, dass ich mich dauernd dafür entschuldigen muss, dass ich mit meiner künstlerischen arbeit geld verdiene. warum sollte ich dauernd ein schlechtes gewissen haben, nur weil ich in meiner arbeit erfolgreich bin? ich arbeite hart und ich bringe dafür eine anerkannte leistung. diese ständige nabelschau ist frustrierend und hält mich bloß von der arbeit ab.

solange: du machst es dir zu einfach, lieber rené. ausge zu und durch.

rené: ich mache es mir durchaus nicht einfach. ich glaube, das wichtigste für einen künstler ist die konsequente verfolgung seiner arbeit. alles übrige interessiert mich ehrlich gesagt nicht. natürlich bin ich ein mensch dieser zeit. aber ich lehne es entschieden ab, tagespolitischen kleinkram zum inhalt meiner künstlerischen arbeit zu machen. ich halte nichts von einer engagierten kunst. blick ein paar jahrzehnte zurück. über den wert der so genannten politischen kunst kannst du bei den nazis und dem sozialistischen realismus nachschauen. kitsch-, verblödungs- und propagandakunst. die wirklich politische kunst war die entartete kunst. jene kunst, die strikt auf ihrem eigensinn beharrte. das eigentlich subversive potenzial der kunst liegt ausschließlich in ihr selbst. alles andere ist blödsinn.

nadine: es kann ja ohnehin jeder machen, was er will.

solange: nicht ganz, meine liebe nadine. jeder kann kaufen, was er will, wenn er das nötige geld dazu hat. das ist die freiheit von der wir heute sprechen. das ist die ideologisch uminterpretierte vorstellung von freiheit im himmelreich der waren. wie jede ideologie lebt auch diese von der propaganda. sie propagiert den endsieg des kapitalismus und feiert die freiheit des totalen konsums. zugegeben: diese ideologie wendet die geschicktesten mittel an, um ihre eigenen ideologischen fundamente zu vertuschen. die immunisierungsmechanismen gegen eine mögliche infragestellung sind unübertroffen. noch nie in der geschichte konnten die beherrschten mit so subtilen mitteln in ihre unterordnung gezwungen werden, wie heute. das einmalige an unserer heutigen situation besteht darin, dass die beherrschten die herrschaft als freiheit empfinden und freiwillig bereit sind, ihre eigene ausbeutung zu verteidigen. dass jeder machen kann, was er will, ist teil einer perfiden verblendungs- und manipulationsstrategie.

luc: solange, schon wieder diese kommunistischen propagandaphrasen. der kommunismus hat ausgedient, ist überlebt, überholt, aus, zu ende. da lässt sich nun mal nichts machen.

solange: jedenfalls, solange sich der künstlerische wert auf einen warenwert reduziert, ist die kunst eine hure.

rené: moment mal, erstens ist der warenwert auch ein wert, und es ist durchaus keine ausgemachte sache, dass dieser wert so verwerflich ist, wie du meinst. und zweitens bringst du einiges durcheinander. der künstler muss rechenschaft ablegen. aber vor wem? doch nur vor sich selbst.

solange: künstler wie wissenschaftler, alle sitzen im elfenbeinturm. sie machen nur ihre arbeit und kümmern sich einen dreck darum, wo das geld herkommt. es herrscht die bequeme auffassung vor, dass forschung und kunst wertneutral sind.

nadine: ich bin diesbezüglich sowieso anderer meinung. kunst und wissenschaft lassen sich nicht vergleichen. für mich sind sie geradezu entgegengesetzt.

luc: das ist ja mal was neues. ich war bislang immer der meinung, dass es ein kennzeichen moderner kunstströmungen ist, mit den wissenschaften neue, interdisziplinäre arbeitsweisen zu entwickeln.

nadine: die arbeitsweisen sind völlig unterschiedlich. ich bin tänzerin und arbeite mit dem körper, mit der direkten und unmittelbaren erfahrung meiner sinne. für mich ist es wesentlich, bei meinen bewegungen, bei meinem tanz, meine gesamte konzentration und aufmerksamkeIt auf die unmittelbaren sinnesreize, die sich durch atmung, bewegung, rhythmus, spannung und entspannung ergeben, zu richten. jeder gedanke würde mich in dieser konzentration stören. für meine arbeit benötige ich größtmögliche gedankenfreiheit, das heißt, ein freisein von gedanken. diese gedankenlose, hochkonzentrierte aufmerksamkeIt verschafft mir den zugang zu dem, was ich mit meinem körper mache. dies ist eine erfahrung von wirklichkeIt, die jener der wissenschaft diametral entgegengesetzt ist. die wissenschaft erschließt sich ihre erfahrungen über den gedankenapparat. eine theorie, die einer rationalen, intersubjektiven überprüfung standhalten muß, ist die voraussetzung für das verständnis der phänomene. die phänomene werden demnach mittelbar erfahren und interpretiert. meine arbeit beruht auf dem gegenteil: sie ist die permanente ausdehnung der unmittelbarkeit. ohne diese unmittelbarkeit könnte kein tanz funktionieren.

solange: ob sich kunst und wissenschaft unterschiedlicher methoden bedienen oder nicht, ist nicht das problem. das problem ist, dass je sinnloser die arbeitswelt unter dem primat der gewinnmaximierung drauflosproduziert, desto stärker wird das bedürfnis nach immateriellem sinnausgleich. dieses bedürfnis wird vom kunstmarkt als ökonomische nachfrage aufgefaßt und mit der ware kunst bedient. genauso wie die werbung für waschpulver plump und unverhohlen die bedürfnisse nach sauberkeIt und idylle durch die verbindung ihres produktes mit einem bestimmten ambiente befriedigt, genauso schafft es der kunstmarkt, durch immer anspruchsvollere theorien und ismen, das interesse an immer beliebigeren kunstartefakten wachzuhalten. für den einkommensstarken bildungsbürger ergibt

sich daraus eine sinnvolle freizeitunterhaltung. das ambiente, das drumherum wird immer wichtiger, die kunst verkommt zur mode, die mode wird zur kunst. zur kunst der schneider und friseure, die sich als künstler aufspielen und zu künstlerIn, die diese nachäffen, um einer saisonal bedingten modekunst gefällig zu sein. das ist dann die modekunst der vorstandsetagen von banken und großkonzernen, die snobistische intellektuellenkunst der penthäuser. diese kunst mit ihrem gefälligen theorienkitsch ist keine ablehnung einer verlogenen bildungsmoral der bourgeoisie, es ist deren verherrlichung, indem diese kunst ihren sinn und ihre absicht der verlogeneheit nicht nur anpasst, sondern ihr auch noch ein bequemes alibi verschafft. diese kunst macht genau das, was der bildungsbürger tut: sich beim konsum diverser klassiker vorzulügen, dass die motivationen seines alltäglichen handelns nicht gier, neid und angst, sondern das schöne, wahre und gute sind.

rené: mir ist das sowieso schnurzegal, was du da sagst. mich interessiert das einfach nicht. ich arbeite an einem bestimmten problem, nämlich dem problem, ein bild so zu malen, dass vor, während und nach dem malen ein gefühl von richtigkeIt entsteht. eine sich selbst bestätigende gewissheit. beim malen interessieren mich keine theorien, sondern nur das malen selbst. außerdem, um das einmal klar zu sagen: ich bin kein verfechter der hungerkünstlerromantik. ich arbeite hart und ich liebe den luxus. und ich sehe keinen grund, mich dafür zu schämen.

solange: kunst und theorien über kunst sind teil einer unterhaltungsstrategie. es gibt für jeden etwas. für die intellektuellen muss unterhaltung differenzierter und raffinierter sein. unterhaltungskunst, der ernst der unterhaltung, die bedeutungsschwangere, tiefgründige, philosophische unterhaltung lässt sich gut verkaufen. dabei geht es immer um dieses idiotische in- und outspiel. in allen zeitgeistillustrierten findest du sie: inlisten und outlisten. das ist der gipfel der verblödung. die unterhaltungsindustrie ist die religion eines hypertrophen materialismus und die kunst ist ein teil davon.

rené: sehr schön hast du das gesagt. aber für mich ist das wortscheiße. ich weiß nicht was du sagen willst? wie entziehst du dich diesem mate-

rialismus? du bist doch selbst ein in diesem getriebe involviertes rädchen, das sich nicht einfach auf die einsame insel verabschieden kann. hypertropher materialismus! wenn ich das schon höre! du hast ja vollkommen recht damit. aber willst du vielleicht deshalb zu den zeugen jehovas gehen oder zum baghwan oder willst du dein spirituelles heil in irgend so einer psychoselbsterfahrungssinnlostherapiescheiße suchen? nein danke! ich bin künstler und erhebe anspruch darauf, von meiner kunst gut zu leben.

nadine: schauen wir uns doch genauer an, wie der kunstmarkt funktioniert: die wesentlichen entscheidungen werden von personen getroffen, die mit einem monatlichen fixgehalt eines bankdirektors nach hause gehen und die über millionenbudgets verfügen und diese nach ihrem gutdünken verteilen. ich meine, stell dir doch einmal vor, du bist ein geschickter organisator, du hast eine akademische, geisteswissenschaftliche ausbildung und ein faible für chice, intellektuelle moden, für einen sophisticated lifestyle. dann kommt jemand, den du über verschiedene ecken kennst, daher und bietet dir einen job an, bei dem du gut genug verdienst, um dir den luxus der schönen und reichen leisten zu können. du bist dann vielleicht museumsdirektor eines museums moderner kunst, gefragte kuratorin für internationale ausstellungen, festspielpräsidentin oder theaterindendant. würde irgendwer von uns hier so einen job ablehnen?

rené: wenn mir jemand so einen job anbietet, sage ich sofort ja.

solange: da siehst du es! da beginnt die korruption. du wolltest doch nur deiner inneren notwendigkeit folgen und bilder malen.

rené: aber ich bitte dich! die kunst wird doch viel zu wichtig genommen. es geht doch ums so genannte leben. na eben. warum sollte ich in meinem leben nicht auch einmal etwas anderes machen, außer bilder malen. stell dir vor, welche möglichkeiten du hast, die interessantesten und innovativsten projekte zu verwirklichen. du könntest deine ideen von der anderen seite her umsetzen. du kannst leute fördern, die bislang nicht zum zug gekommen sind. du hast mit einem wort ungeahnte möglichkeiten, dein kreatives potential auszuschöpfen. jeder mensch

ein künstler! so war das vom großen joseph gemeint.

solange: nun redest du schon wie der erfolgreiche, durchsetzungs- und teamfähige, für einen führungsposten im gehobenen management geeignete jungunternehmer. alles ist gut. man braucht nur positiv denken. ich bitte dich! du musst doch sehen, dass so ein job äußerst problematisch ist. von der gesicherten warte eines spitzeinkommenbeziehers entscheidest du über künstlerische arbeiten, trends und stilmittel, über rahmenbedingungen und kunsttheorien. du sitzt in einem büro mit der gesamten infrastruktur eines großkonzerns und dirigierst künstler und material von einem ende der welt zum anderen, von einem event zum nächsten. du verlierst dabei den eigentlichen bezug zur künstlerischen arbeit, du wirst arrogant und selbstgefällig, mit einem wort: die macht wird dich korrumpieren.

rené: das ist doch unsinn, liebe solange! sei froh, dass heutzutage soviel geld wie nie zuvor für die kunst ausgegeben wird. früher haben sich die künstler beklagt, dass zuwenig geld vorhanden ist und heute beklagst du dich über zuviel geld. außerdem ist es doch vorgestrig zu glauben, du könntest heute ohne professionelles marketing und management irgendetwas ausrichten.

solange: lieber rené, ich wünsche dir viel erfolg. mein weg ist das jedenfalls nicht. das, wovon du sprichst, ist die selbstverständlichkeit mit der heute akzeptiert wird, dass kunst unterhaltung ist, und dass unterhaltung business ist und dass business schließlich heißt, soviel kohle wie möglich zu machen. ich akzeptiere das nicht für mich.

rené: ob du es akzeptierst oder nicht; das ist heute die realität. wer das nicht begreift, bleibt auf der strecke.

nadine: was soll denn das heißen ‚auf der strecke bleiben‘? heißt das vielleicht, dass wenn ich mich dem diktat des so genannten sachtzwanges nicht beuge, ich gebeugt werde? soll ich mich damit etwa widerspruchslos abfinden? wenn die kunst eine gesellschaftliche funktion hat, dann die, sich dem vermeintlich unvermeidlichen entgegenzustellen. das könnte allerdings auch bedeuten, sich dem allgemeinen vermarktungsdiktat zu entziehen, mit nicht

unbedingt bequemen Konsequenzen. es würde das Ende von Öffentlichkeit und allgemeiner Medienakzeptanz bedeuten. es würde vielleicht bedeuten, dass ich in meiner Arbeit auf eine zweifelnde Einsamkeit zurückgeworfen werde, der zum Trotz ich meine künstlerische Arbeit weitermache, weiterentwickle, tiefer in sie eindringe. dies, denke ich, könnte der künstlerischen Qualität nur zugute kommen.

rené: schon wieder das alte Lied vom hunger-künstler! das ist doch ein komplett antiquierter Romantizismus! liebe Nadine, sei mir nicht böse, aber wir leben in einer anderen Zeit. die Kunst hat sich vom Geniekult längst verabschiedet. die Kunst hat sich emanzipiert und ist Teil des Lebens geworden. sie ist heraus aus dem Elfenbeinturm, sie ist Teil der Warenwelt, der Welt der Unterhaltung, der Welt des Konsums und der Medien.

solange: der Markt ist der Zuhälter und die Kunst eine seiner willfährigen Nutten. ich bestreite gar nicht, dass es interessante, konsumorientierte künstlerische Ausdrucksformen gibt. ich nehme auch an, dass viele teure Huren interessanten Sex zu bieten haben. nur ist es so, dass jedes Ding, das als Ware in den kapitalistischen, so genannten freien Markt eintritt, seine Qualität als Ding verändert. das Ding zur Ware zu machen, heißt, die Qualität eines Dinges in die Quantität des Preises umzuformen. alle Dinge werden auf die Kategorie des Preises herunternivelliert. diese Nivellierung der Dinge ist natürlich nichts anderes, als die Nivellierung des Menschen zur Ware. jedes Ding, und sei es noch so verschieden von anderen Dingen, lässt sich auf einer monetären Werteskala einordnen. ‚alles hat seinen Preis‘ heißt es. ein Ding ist nicht mehr das, was es ist, sondern ein Ding als Ware, ist der Preis, den es auf dem Markt erzielt. wir entziehen heute riesige Landschaftsgebiete der ökonomischen Nutzung, indem wir sie zu National- und Naturparks widmen. wir entziehen diese Landschaften der Warenwelt, um sie zu schützen. ich würde mir auch für die Kunst wünschen, dass sie sich aus der Warenwelt zurückzieht, dass sie ihren Wert nicht aus der Verkäuflichkeit bezieht, weil sie sonst ihres Eigenwertes beraubt und zerstört wird.

rené: die Kunst, ein Fall für die Umweltschützer. ich weiß, du bist eine alte Kommunistin. aber ich sage dir, dass es mir vollkommen egal ist, was mit der Kunst passiert. ich nehme das Wort von der Verbindung zwischen Kunst und Leben vielleicht ernster, als du denkst. die Kunst kann meinetwegen verrecken. das Leben wird immer Formen finden, sich selbst darzustellen. mir graut geradezu vor einer Kunst, die in staatlich geschützten Reservaten ein vor dem Aussterben bedrohtes Dasein fristet. wenn es so ist, dann brauchen wir eben keine Kunst. besser keine Kunst, als eine Kunst auf der Intensivstation.

nadine: die Kunst nimmt sich heutzutage die neoliberalen Wirtschaftsideologien zum Vorbild: globale, supranationale Organisationsstrukturen, Einsatz von Kapital und Technologie zur Erreichung marktstrategischer Vormachtstellung, Zukunfts- und Wachstumsgläubigkeit. was soll ich als Tänzerin dazu sagen? ich kann weder auf mich, als tanzendes Subjekt verzichten, noch kann ich aus dem Rahmen von Ruhe und Bewegung heraustreten. die vom tanzenden Subjekt ausgeführte Form – wie auch immer diese Form aussehen mag – ist konstitutiv für meine Kunst. meine Tanzkunst baut auf einer langjährigen und intensiven Erfahrung meines künstlerischen Subjektes auf. es ist die Erfahrung der Form mit der Sprache des Körpers.

luc: interessant, interessant, was ihr da sagt.

solange: ja interessant. aber manchmal ermüdet mich das alles.

nadine: ich verstehe dich sehr gut. auch mir geht es manchmal so, dass mich das ganze Gequatsche unendlich ermüdet.

solange: ja, dabei rede ich selbst dauernd. ich möchte mir klar werden. ich möchte mir Rechenschaft ablegen. ich möchte verstehen, was ich tue. doch dann kommt der Augenblick, wo ich nichts mehr hören kann. keine Worte mehr. es ödet mich an und eine Art Ekel befällt mich.

nadine: ja, ich verstehe dich. auch ich kenne diese Gefühle. alles ist zerredet und am Schluss bleibt eine ermüdende Leere. dann gehe ich in mein Studio und tanze.



Zeichnung: Jürgen Janson

Ceija Stojka - Zeitzeugin und Mahnerin

Peter Paul Wiplinger

Als das Buch „Wir leben im Verborgenen – Erinnerung einer Rom-Zigeunerin“, 1988 von Karin Berger herausgegeben, im Picus Verlag erschien, 1989 gleich in einer zweiten Auflage, war Ceija Stojka die erste Romni, die ihre Erinnerungen an die Leidensgeschichte ihrer Familie stellvertretend für die vom Nationalsozialismus verfolgten und in den Konzentrationslagern gepeinigten und massenweise ermordeten Roma und Sinti schriftlich niederlegte. Das Buch erregte großes Aufsehen und rückte somit die bis dahin vergessene und verdrängte Leidensgeschichte, aber auch die aktuellen Fragen und Probleme der ins Abseits, ins Verborgene gedrängten Volksgruppe der Roma und Sinti ins Licht der Öffentlichkeit.

Ceija Stojka wurde mit diesem Buch über Nacht bekannt. 1992 folgte, gleichfalls im Picus-Verlag, „Reisende auf dieser Welt“. Ausstellungen ihrer aussagekräftigen Bilder, die das frühere „Zigeunerleben“ und dann die Schreckenszeit in den Konzentrationslagern zum Thema hatten, und musikalische Auftritte, in denen sie die alten, mündlich tradierten Roma-Lieder der Lovara sang, erweiterten ihren Wirkungskreis und rundeten gleichzeitig das Erscheinungsbild ab. Immer stärker trat dabei ein bekenntnishaftes, charismatisches Mitteilungsstreben zu Tage, mit dem sich Ceija Stojka von der Zeitzeugin des Holocaust zur Menschenrechtsaktivistin entwickelte, die sich engagiert für ein friedliches Miteinander aller Menschen einsetzt und zugleich die Rechte für die Volksgruppe der Roma und Sinti, aber auch aller anderen einmahnt.

Wenn man heute, nach fünfzehn Jahren, das neu aufgelegte Buch wieder liest, so hat es nichts an Eindringlichkeit und unmittelbarer Aussagekraft verloren. Es berührt und erschüttert, indem es die Ereignisse aus einer ganz privaten Sicht und in einer sehr einfachen, fast kindlichen Erzählweise schildert. Gerade diese Einfachheit, mit der Ceija Stojka den Leidensweg ihrer Familie und den ihres Volkes und später das Leben im Verborgenen der wenigen Überlebenden erzählt, ist es, das das Buch zu etwas so Besonderem macht. Wie hier im Rückblick, Jahrzehnte später und mit einem anderen, neuen Leben dazwischen, noch immer über das Unbegreifbare dessen, was Menschen anderen Menschen antun können, ohne geschichtsträchtige Pathosgeste, sondern ganz einfach aus dem eigenen Betroffenen- und Verwundetwordensein heraus gesprochen wird, das ist zutiefst bewegend.

Alles was geschehen ist und erzählt wird, haben ja die Augen eines jungen Mädchens, fast noch Kind, gesehen: Die mitleidlose Gewalt, das Elend, das Leid, das alltägliche Sterben, den Tod; die aufgeschichteten Leichen, darauf der kleine, an Bauchtyphus gestorbene Bruder Ossi, dem Ceija das eigene Unterkleidchen als Totenhemd darüberbreitet. Ein kleines Mädchen, das inmitten des Grauens eine solche Geste setzt, ein Zeichen zur Bewahrung der Menschenwürde.

Jahrzehnte später sieht die erwachsene Frau Ceija sich selbst wieder als dieses kleine Mädchen, auch in diesem Augenblick. Da gibt es nichts zu begreifen, wie so etwas überhaupt möglich sein konnte – und auf der Welt immer noch möglich ist. Da spürt man rückblickend bei solcher Erinnerung nur die Trauer, in manchen Stunden vielleicht auch die Verzweiflung über den Menschen. Und trotzdem diese Liebe, diese Kraft des Lebens, diese Wärme und Herzlichkeit, die bei Ceija Stojka durch alles hindurch zu spüren ist. Und der Glaube, daß es besser werden kann; das Wissen um die Notwendigkeit, daß es besser werden muß auf dieser Welt.

Wie kann man mit einer solchen Erinnerung weiterleben, wie mit jener an den todkranken kleinen Bruder Ossi, zu dem sich Ceija nachts in den berühmten Krankenblock schleicht, sich zu ihm legt, ihn fest an sich drückt, ihn zu trösten versucht mit den kindlichen Worten: „Ossi, wir können bald nach Hause gehen, und dann gehen wir ins Kongreßbad. Freust du dich?“ Worauf der

kleine Ossi sagt: „Schau mich doch an, ich komme bestimmt nicht mehr nach Hause.“ Und nach einer Weile: „Wenn du wieder zu Hause bist, dann denkst du an mich, ja?“ Und zwei Tage später ist der Ossi tot und das Mädchen Ceija sieht, wie sein kleiner lebloser Körper auf den Leichenberg obenauf gelegt wird. Wie lebt man dann später mit einer solchen Lebensgeschichte, mit solchen Erinnerungen? Oder mit jener an den Augenblick, da die Urne mit der Asche des im KZ Dachau ermordeten Vaters per Post zurückkommt, die verzweifelte Mutter diese öffnet, ein paar Knochen herausnimmt, die sie sich dann in einem selbstgenähten Täschchen um den Hals hängt? Oder mit der Erinnerung an das letzte Winken hinüber zu den anderen aus der Großfamilie, die nach der Selektion in der Reihe derer stehen, die für den Weg ins Gas bestimmt sind? Oder mit der Erinnerung an das stundenlange Stehen im Winter beim Appell mit bloßen Füßen, an den Anblick der mit dem Ochsenziemer fast zu Tode geprügelten eigenen Brüder und Schwestern? Mit der Erinnerung an die gefühllose Menschenverachtung der SS-Wachleute, Männer wie Frauen, die später dann unbehelligt in das normale bürgerliche Leben zurückgekehrt sind?

Wie kann man leben mit solchen Erinnerungen ohne völlig zu verzweifeln oder in düsterer Lebensverbitterung zu versinken? Daß dies bei Ceija Stojka, bei ihrer starken Mutter und ihren Geschwistern, von denen die Brüder Karl und Hans (Mongo) ebenfalls ihre Lebens- und Leidensgeschichte in Büchern niedergeschrieben, sie in Bildern als Botschaften festgehalten oder in ihre Musik haben einfließen lassen, nicht der Fall war, das ist die große Lebensleistung dieser beispielhaften Menschen, dieser Opfer, Zeitzeugen und Mahner, die wir an ihnen bewundern, weil die Kraft des Lebens in ihnen stärker war als jede angetane Erniedrigung und weil so das Leben über das Töten, über den Tod gesiegt hat.

Ceija Stojka: *Wir leben im Verborgenen – Erinnerungen einer Rom-Zigeunerin*

Picus Verlag, Wien, 1988, vierte Auflage, Wien, 2003, 155 Seiten, gebunden, EUR 14,90

Impressum

eXperimenta Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst.

www.experimenta.de

Herausgegeben vom INKAS – Institut für KreAtives Schreiben im Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.,
Dr.-Sieglitz-Straße 49, 55541 Bingen.

Chefredaktion: Gabi Kremeskötter.

Redaktion: Philipp Dingeldey, Bastian Exner, Rüdiger Heins, Sabine Reitze, Kajo Schleidweiler (Endkorrektur).

Korrespondenten: Prof. Dr. Mario Andreotti (CH), Jürgen Janson, Marlene Schulz, Xu Pei.

Layout und Gestaltung: Hans-Jürgen Buch.

Webmaster: Christoph Spanier.

Künstlerische Beratung: Rüdiger Heins.

Redaktionsanschrift: Rheinland-Pfalz eXperimenta, Dr.-Sieglitz-Str. 49, 55411 Bingen.

Auflage: 18.472

Einsendungen erwünscht! Literarische Beiträge bitte mit Bild und Kurzvita an:

redaktion@eXperimenta.de

Für eingesandte Beiträge übernehmen wir keine Haftung. Die Rechte der namentlich gekennzeichneten Beiträge liegen bei den Autor(inn)en. Alle sonstigen Rechte beim INKAS Institut für KreAtives Schreiben mit Sitz in Bad Kreuznach und beim Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V. Für die Inhalte und die künstlerische Aussage der Texte, Fotografien und Illustrationen sind die Urheber selbst verantwortlich. Sollte gegen geltendes Urheberrecht verstoßen worden sein, bitten wir um sofortige Benachrichtigung.

© ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e. V.

ISSN 1865-5661, URN: urn:nbn:de: 0131- eXperimenta-2015-098

Bilder: Privatbilder wurden von den Autor(inn)en selbst zur Verfügung gestellt.

Fotografien und Illustrationen: Ralph Bruse, Hans-Jürgen Buch, Courtage, Dirk Eickenhorst, Jürgen Janson, Peter Paul Wiplinger

Titelbild: Jürgen Janson, Portraits

Die Druckausgabe kann für 12,- € plus Porto und Verpackung zzgl. MwSt. bestellt werden bei:

print-listl@gmx.de

Einführung in die moderne Lyrik

Ein Seminar der Pro Lyrica,
Schweizerische Lyrische Gesellschaft, Schaffhausen,
in Zusammenarbeit mit der GdSL,
Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur, St. Gallen.



Samstag 24.10.2015

Hauptpost, Raum für Literatur,
Eingang St. Leonhardstrasse 40, beim Hauptbahnhof St. Gallen

Referenten: Mario Andreotti und Oliver Füglistner

Moderne Lyrik ist die wandlungs- und entwicklungsfähigste Literaturgattung. Doch begegnen ihr Autoren und Liebhaber häufig mit Vorurteilen: moderne Lyrik sei schwierig, verkopft oder schlicht und einfach schwer zugänglich. Diesen Vorurteilen wollen zwei Schweizer Literaturvereine mit einem Literatur- und Schreibseminar entgegenwirken.

Die Teilnehmer lernen in einem ersten Schritt die wichtigsten Merkmale moderner Gedichte kennen. In einem zweiten Schritt setzen sie diese Kenntnisse in eigenen Texten um.

Voraussetzungen:

Sie schreiben Lyrik und möchten sich mit der Lyrik im Allgemeinen und im Speziellen theoretisch wie praktisch auseinandersetzen. Sie möchten mehr über Ihre Lyrik und über aktuelle Lyrikformen erfahren.

Preise: Seminar inkl. Getränken und Kursunterlagen, exkl. Mittagessen
Nichtmitglieder Fr. 250.–
Mitglieder (Pro Lyrica, GdSL) Fr. 200.–

Zur fakultativen Vorbereitung auf das Seminar eignen sich:

Mario Andreotti:

Die Struktur der modernen Literatur

Neue Formen und Techniken des Schreibens: Erzählprosa und Lyrik.
UTB Band 1127, 5., stark erweiterte und aktualisierte Auflage, Bern 2014
(Haupt), ISBN 9783825240776; v.a. Kap. 8–11.

Harald Fricke/Rüdiger Zymner (Hrsg.):

Einübung in die Literaturwissenschaft: Parodieren geht über Studieren

UTB Band 1616, 5., überarbeitete und erweiterte Auflage, Stuttgart 2007
(Schöningh), ISBN 9783838516165

Anmeldung:

Bis 24.9.2015 per Post oder E-Mail senden an:
Pro Lyrica c/o Rolf Zöllig, Hard 10, CH-8408 Winterthur
sekretariat@prolyrica.ch

Seminar Kunst – Literatur – Musik

Wichtige Kriterien guter literarischer Texte

Alles Technik oder was?

Mario Andreotti

Ausgehend von einem kurzen Überblick über die Geschichte und über die wichtigsten Grundpositionen der Literaturkritik, zeigen wir an zahlreichen Beispielen aus der neueren, vor allem der zeitgenössischen deutschen Literatur zehn ästhetische Kriterien auf, die es uns ermöglichen zu sagen, warum der eine Text gelungen, der andere eher misslungen ist. Dabei thematisieren wir, gerade im Hinblick auf den Formenreichtum der zeitgenössischen Literatur, die zentrale Frage, wo gegebenenfalls die Grenzen zwischen Hoch-, Unterhaltungs- und Trivilliteratur verlaufen. Schließlich gehen wir auf brennende Themen des heutigen Literaturbetriebs ein: verschiedene Verlagsformen, Verlagsvertrag, Nebenrechtsverwertung, Urheberrecht, Verwertungsgesellschaften, Literaturagenturen, Literaturinstitute und Literaturförderung. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer erhalten zudem ausreichend Gelegenheit, Fragen aus der literarischen Praxis zu stellen bzw. zu diskutieren.

Literaturhinweis für jene, die sich auf das Seminar vorbereiten möchten:

Mario Andreotti: Die Struktur der modernen Literatur. Neue Formen und Techniken des Schreibens. Mit einem Glossar zu literarischen, linguistischen und philosophischen Grundbegriffen. UTB Band 1127, 5., stark erweiterte und aktualisierte Auflage. Bern, Stuttgart, Wien 2014 (Haupt).

20.11.2015 bis 22.11.2015

Beginn 17.00 Uhr – Ende ca. 16.00 Uhr

Preis: DZ 230,- € / EZ 254,-€ ohne Zimmer 164,- €

Kontakt:

Schwabenakademie Irsee

Klosterring 4

D-87660 Irsee

Tel. 08341/ 906-661 oder -662

Fax 08341/ 906-669

E-Mail: buero@schwabenakademie.de

Internet: www.schwabenakademie.de

Referent

Prof. Dr. Mario Andreotti

Dozent für Neuere Deutsche Literatur an der Universität St. Gallen und an der Fachhochschule für Angewandte Linguistik in Zürich; Mitglied verschiedener Preisgerichte für Literatur; Sachbuchautor, Eggersriet/Schweiz.

TERMINHINWEIS



Die **eXperimenta** erscheint 11 x im Jahr.

Sie ist eine Plattform für bekannte wie unbekannte Poeten, Roman-schreiber, Fotografen, Maler, Musiker, Verlage, Buchvorstellungen und eignet sich auch hervorragend für Kulturevents aller Art.

Die **eXperimenta** hat ca. 18.000 Leser im Web, die regelmäßig die Beiträge lesen.

Auch als gedrucktes Exemplar kann man sich die **eXperimenta** bestellen.

Sie ist ein kostenloses Web-Magazin und eignet sich für „kulturelle Werbung“ hervorragend.

Mit Ihrer Anzeige unterstützen Sie das Redaktionsteam bei der Suche nach guten Beiträgen.

Wir heißen Sie als Anzeigenkunden herzlich willkommen.

Ihr Redaktionsteam

P. S. Sie können sich die aktuelle **eXperimenta** unter www.experimenta.de anschauen.

**Hier könnte
Ihre Anzeige stehen!**
**Anzeige halbe Seite hoch
265 x 75 mm: € 125,-
Jahres-Abo: € 1.250,-**

Aufruf der **eXperimenta** Mitarbeiter(innen)

Die **eXperimenta** ist auf dem eigenen Portal (kostenlos) abrufbar. Obgleich im Augenblick wie in all den Jahren zuvor sieben Redakteur(innen)e und Korrespondent(inn)en jeden Monat völlig unentgeltlich an der redaktionellen Herstellung der **eXperimenta** arbeiten, entstehen Kosten, die wir selbst tragen. Zum Beispiel bei der Arbeit von Grafiker Hans-Jürgen Buch, der unserem Magazin sein künstlerisch beachtenswertes Aussehen gegeben hat, oder unserem Webmaster Christoph Spanier, der dafür sorgt, dass Sie die **eXperimenta** rechtzeitig abrufen können.

Deswegen bitten wir um Ihre Solidarität, die sich darin ausdrücken kann, dass Sie für den regelmäßigen Bezug unserer Online-Zeitschrift einmal jährlich 24,- Euro (oder gern auch mehr) auf das INKAS-Konto überweisen (siehe unten). Natürlich ist die **eXperimenta** weiterhin kostenlos zu lesen. Doch wir bauen auf viele solidarische Leser und freuen uns auf Ihre zahlreichen Solidaritätsspenden.

Ergänzend wollen wir den Anzeigenbereich ausbauen. Gerne nehmen wir Ihre Anzeige in unser Magazin auf. Auf Anfrage senden wir Ihnen eine Preisliste zu.

Kontonummer und Verwendungszweck:

ID Netzwerk für alternative Medien- und Kulturarbeit e.V.
Mainzer Volksbank
Konto: 295460018 • BLZ: 55190000
IBAN: DE57 5519 0000 0295 4600 18
BIC: MVBMD55

**Anzeige 3-spaltig
(75 x 88,5 mm): € 65,-
Jahres-Abo: € 600,-
Mehr Info unter
redaktion@experimenta.de**

ANKÜNDIGUNG

Die nächste **eXperimenta** erscheint Anfang Oktober zum Thema Verdrängung unter anderem mit diesen Beiträgen:

- Gestrandet Steffen Salomon
- Beteiligt Isabel Kritzer
- Piano Forte Verena Nagel
- Scheibenkleister Ina Leisenheimer
- Im Kontext Armin Chiriac
- Pawel Markiewicz Gedichte
- Der Clown in der Finsternis Sonja Ruf
- Anleitung zum Glückhsein Kim Ehinger GK
- Die Tochter des Arisierers Traude Veran
- Eines Tages Anke Hildebrand
- Daniel Sand Tausend Feuer
- Fleckblut Tobias Hainer

1945 – 2015 Siebzig Jahre Nachkriegsliteratur – ein Thema, das wir in 2015 in jeder Ausgabe aufgreifen wollen. Themenvorschau:

- November: ZeilenBruch
- Dezember: WortWelle

Autoren und Autorinnen können gerne Beiträge für die kommenden Ausgaben einsenden. Ihre Texte sind uns willkommen! Eingesendet werden können auch Texte, die unabhängig vom jeweiligen Schwerpunktthema sind.

Wir veröffentlichen

- Moderne Lyrik, Haiku, Senryu, aber auch klassische Dichtkünste.
- Prosatexte als Shortstories, Minidramen usw., pro Autor maximal 5 Seiten.

Außerdem suchen wir:

- Fachartikel zum kreativen und literarischen Schreiben.
- Essays, die sich mit einem Thema in ungewöhnlicher Weise auseinandersetzen.
- Beiträge und Reportagen über den Schreiballtag eines Autors oder einer Autorin.
- Erfahrungsberichte bei der Verlagssuche.
- Beiträge rund um das Thema Musik.

Die **eXperimenta**-Redaktion sucht auch immer wieder Bildende Künstler(innen) und Fotograf(innen). Beiträge senden an: redaktion@experimenta.de

Wir freuen uns auf Ihre Einsendungen!

Gabi Kremeskötter (Chefredakteurin)

Rüdiger Heins

Der Konvent

Wiesenburg Verlag

Oerlenbach, 2014

Kartonierte, 160 Seiten

ISBN 13: 9783956322525

14,80 €





Foto: Ralph Bruse, Nachts in Walschbronn 5

*in mir -
gedichte über die jahre*

Von Noemi Josephine,
Justus Simon und
Hans-Jürgen Buch

Debras Verlag,
Konstanz, 2013
ISBN 978-3-973150-14-7;

168 Seiten,
Hardcover, 16,70€



Für alle Autorinnen und Autoren zur Information

Auf den folgenden Seiten finden Sie Ausschreibungen, die vielleicht für Sie interessant sind. Sollten Sie an einem der Wettbewerbe teilnehmen, wünschen wir Ihnen viel Erfolg!

Für die Redaktion der eXperimenta

Sabine Reitze

Schreibwettbewerb „Welten - Ich und die anderen“

Welten – Ich und die anderen. Was wissen wir eigentlich über die anderen? Über Muslime, Geflüchteten, Migrantinnen und Migranten, Schwule und Lesben, Menschen mit Behinderung und die vermeintlich 'Normalen' der Mehrheitsgesellschaft. Wir wollen, dass die Menschen miteinander reden und nicht übereinander. Eure Geschichten interessieren uns, weswegen wir einen Schreibwettbewerb ausgelobt haben und Schreibworkshops an Schulen durchführen. Den Gewinnerinnen und Gewinnern des Schreibwettbewerbs winken Geldpreise, eine kostenlose Teilnahme an einem Schreibworkshop und die Chance auf eine Buchveröffentlichung. Den Workshop leiten die Autoren Nevfel Cumart, Lucas Fassnacht und Leonhard F. Seidl. Also, los geht's! Ran an den Stift, haut in die Tasten, wir wollen wissen, wie Eure Welt aussieht.

Bewerbung: Die sechs besten Texte oder Gedichte gewinnen eine Teilnahme an einer Schreibwerkstatt in Nürnberg. In dieser Schreibwerkstatt arbeiten sie unter der fachkundigen Anleitung des Autors und Lyrikers Nevfel Cumart, des Poetry-Slamers Lucas Fassnacht und des Autors Leonhard F. Seidl an ihren Texten. Übernachtung und Verpflegung werden übernommen. Aus diesen sechs Texten wiederum wählt die Jury die ersten drei Preise.

Weitere für würdig befundene Texte werden in der Anthologie »Welten – Ich und die anderen« veröffentlicht. Die Anthologie wird im Kulturmaschinenverlag publiziert und zur Preisverleihung am 19.12.2015 in Nürnberg erscheinen. Die darin enthaltenen Autorinnen und Autoren erhalten je ein Belegexemplar.

Kontaktmöglichkeit:

Junge Stimme e.V.

Wiesenstr. 86

90459 Nürnberg

jungestimme.nbg@de

Die Junge Stimme e. V. in Nürnberg:

Das anfängliche Ziel vieler Gastarbeiter in den 50er Jahren, in Deutschland lediglich Geld für sich und die Verwandten in der Heimat zu verdienen, wandelte sich im Laufe der Zeit. Zahlreiche Angehörige wurden nachgeholt, gründeten neue Familien und leben nun bereits seit 50 Jahren im Land.

Viele von ihnen haben sich gut eingebürgert, aber jede Generation hat ihre speziellen Problemfelder, wie Schwierigkeiten bei der Verständigung, nostalgischer Zuwendung zum Herkunftsland, das Gefühl nicht dazuzugehören, kulturelle und Glaubensunterschiede usw. Gerade das Aufwachsen zwischen zwei Kulturen führt nicht selten zu einer gewissen Orientierungs- und Perspektivlosigkeit der jungen Menschen und obwohl diese ihren Lebensmittelpunkt in Deutschland sehen, sind sie

WETTBEWERBE

häufig nur unzureichend in die bestehende Gesellschaft integriert und bleiben eher unter sich. Vielmehr existieren Verständigungsschwierigkeiten und zahlreiche Vorurteile, die das Zusammenleben zwischen Deutschen und Nichtdeutschen erschweren.

Jugendliche sind zunehmend mit Themen wie Gewalt, Arbeitslosigkeit, Probleme in der Schule, Drogenabhängigkeit und Kriminalität konfrontiert, die ihr Leben und ihre Lebensvorstellungen erheblich negativ beeinflussen. Um vorhandene Barrieren innerhalb der Gesellschaft abzubauen und Jugendlichen mehr Halt und damit Schutz vor Resignation zu geben, gründete sich 1996 der Verein Junge Stimme e.V., ist seit 2000 eingetragen und arbeitet seit Anfang 2007 gemeinnützig.

Motivation: Der Alltag in unserer Gesellschaft ist oft von subjektiven Vorurteilen geprägt. Die Motivation der Vereinsarbeit besteht deshalb darin, ein friedliches, respektvolles Zusammenleben zwischen den Kulturen zu fördern. Um dies in unserer Gesellschaft zu ermöglichen, ist es wichtig, sich eine Meinung über gesellschaftliche Zusammenhänge bilden zu können und in der Lage zu sein, mit anderen Menschen zu kommunizieren sowie unterschiedliche Nationalitäten, Glaubensrichtungen und Weltanschauungen zu akzeptieren und zu tolerieren.

Ziele: Der Integrationsprozess von Eingewanderten in diese Gesellschaft verlangt somit von allen viel Engagement und Bereitschaft zur offenen Auseinandersetzung. In diesem Sinne setzt sich der Verein für folgende Ziele ein:

Jugendliche bei der Meinungsbildung über gesellschaftliche Zusammenhänge unterstützen. Jugendliche in ihren sozialen Kompetenzen stärken. Gemeinsamkeiten zwischen deutschen und nicht deutschen Jugendlichen aufzeigen. Vorurteile gegenüber anderen Kulturen abbauen. Begegnungsmöglichkeiten schaffen und so das Zusammenleben fördern. Ein besseres Verständnis füreinander wecken

Dotierung:

Die sechs besten Texte oder Gedichte gewinnen eine Teilnahme an einer Schreibwerkstatt in Nürnberg. In dieser Schreibwerkstatt arbeiten sie unter der fachkundigen Anleitung des Autors und Lyrikers Nevfel Cumart, des Poetry-Slamers Lucas Fassnacht und des Autors Leonhard F. Seidl an ihren Texten. Übernachtung und Verpflegung werden übernommen. Aus diesen sechs Texten wiederum wählt die Jury die ersten drei Preise.

Erster Preis Euro 300, zweiter Preis Euro 250, dritter Preis Euro 150.

Weitere für würdig befundene Texte werden in der Anthologie »Welten – Ich und die anderen« veröffentlicht. Die Anthologie wird im Kulturmaschinenverlag publiziert und zur Preisverleihung am 19.12.2015 in Nürnberg erscheinen. Die darin enthaltenen Autorinnen und Autoren erhalten je ein Belegexemplar.

Einsendeschluss ist der 21.09.2015.

Webseite: <http://jungestimme.de/>



„Write & Read“

Nachwuchs-Schreib-Wettbewerb der Jungen Verlagsmenschen

Es gibt ihn endlich wieder! Nach mehrjähriger Pause rufen die Jungen Verlagsmenschen ihren legendären Nachwuchs-Schreib-Wettbewerb wieder ins Leben! Unter dem Motto „Write & Read“ könnt ihr euch ab sofort mit eurem Text für den Preis bewerben.

Die besten 10 Einsendungen werden auf der Shortlist platziert und digital veröffentlicht. Leser und Jury wählen je einen Hauptgewinner, deren Bücher innerhalb von 12 Monaten digital publiziert und fünfmal gedruckt werden.

Schickt ein Buchexposé für einen noch unveröffentlichten Prosatext zum Thema „Freundschaft“ – plus Leseprobe (Länge: 15 – 25 Seiten, Formatierung: Times New Roman, Schriftgröße 12 Punkt, Seitenabstand jeweils 2 cm, 1,5 Zeilenabstand) per Mail an:

writeandread@jungeverlagsmenschen.de

Veröffentlichung der Shortlist: 30.11.2015.

Offizielle Bekanntgabe der Hauptgewinner: Auf der Leipziger Buchmesse 2016!

Teilnahme-Bedingungen: Du bist nicht älter als 40 Jahre, Du hast noch kein eigenständiges Werk bei einem Verlag veröffentlicht und Deine Einsendung erfüllt alle vorgegebenen formalen Kriterien.

Kooperationspartner: Leipziger Buchmesse, mediacampus Frankfurt, Open Publishing.

Dotierung:

Die beiden Hauptgewinner des Jury- und Publikumspreises geben eine Lesung aus ihrem Buch im Rahmen einer feierlichen Preisverleihung auf der Leipziger Buchmesse 2016. Der Jurygewinner erhält zusätzlich einen Seminargutschein im Wert von Euro 399 vom Mediacampus Frankfurt.

Einsendeschluss ist der 15.09.2015.

Webseite:

<http://jungeverlagsmenschen.de/der-schreibwettbewerb-der-jungen-verlagsmenschen/>

Jugendtheaterpreis Baden-Württemberg 2016

Der Arbeitskreis der Kinder- und Jugendtheater Baden-Württemberg verleiht den Jugendtheaterpreis Baden-Württemberg 2016. Der Preis ist eine der am höchsten dotierten Auszeichnungen im Kinder- und Jugendtheater, gestiftet vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg. Verliehen wird der Preis im Rahmen des Festivals Schöne Aussicht am Jungen Ensemble Stuttgart im Juni 2016. Vergeben werden: 1. Erster Stückpreis und Förderpreis (insgesamt Euro 10.000) Gesucht werden neue Stücke für das professionelle deutschsprachige Kinder- und Jugendtheater. Auch Übersetzungen und Adaptionen können eingereicht werden. Die Stücke bzw. Übersetzungen dürfen nicht älter als zwei Jahre sein und müssen bis zum Tag der Einsendung zur Uraufführung bzw. zur deutschsprachigen Erstaufführung freistehen. 2. Projekt-Stipendium (Euro 5.000) Gesucht werden Projekte, bei denen eine Autorin / ein Autor in Zusammenarbeit mit einem Theater aus Baden-Württemberg ein Stück entwickelt. Einzureichen sind ein Dossier über das geplante Projekt, eine Vita der Autorin / des Autors, eine Liste der bisherigen Stück-Veröffentlichungen und eine Erklärung des kooperierenden Theaters, das entstehende Stück innerhalb von zwei Jahren nach der Preisvergabe zur Uraufführung bringen zu wollen. Die Auswahl trifft eine Fach-Jury aus Vertreter/innen der Kinder- und Jugendtheater Baden-Württemberg sowie je eine/m Autor/in, Kritiker/in, Verlagsvertreter/in und Veranstalter/in.

Bewerbung:

1. Erster Stückepreise und Förderpreis: Gesucht werden neue Stücke für das professionelle deutschsprachige Kinder- und Jugendtheater. Auch Übersetzungen und Adaptionen können eingereicht werden. Die Stücke bzw. Übersetzungen dürfen nicht älter als zwei Jahre sein und müssen bis zum Tag der Einsendung zur Uraufführung bzw. zur deutschsprachigen Erstaufführung freistehen. 2. Projekt-Stipendium: Gesucht werden Projekte, bei denen eine Autorin / ein Autor in Zusammenarbeit mit einem Theater aus Baden-Württemberg ein Stück entwickelt. Einzureichen sind ein Dossier über das geplante Projekt, eine Vita der Autorin / des Autors, eine Liste der bisherigen Stück-Veröffentlichungen und eine Erklärung des kooperierenden Theaters, das entstehende Stück innerhalb von zwei Jahren nach der Preisvergabe zur Uraufführung bringen zu wollen.

Bitte schicken Sie die Stücke bzw. Bewerbungen als pdf-Datei an:

info@jugendtheaterpreis-bw.de

Einsendeschluss...

... für den Jugendtheaterpreis Baden-Württemberg ist der **30.09.2015**

...für das Projektstipendium ist der **31.12.2015**.

Kontaktmöglichkeit:

Jurysprecherinnen:

Sonja Karadza und Renate Obermaier c/o

Theater im Marienbad Marienstraße 4

79098 Freiburg 0761/31470

Weitere Informationen unter: www.jugendtheaterpreis-bw.de

Dotierung:

1. Erster Stückepreise und Förderpreis insgesamt Euro 10.000

2. Projekt-Stipendium Euro 5.000

Der Preis wird im Juni 2016 im Rahmen des Festivals Schöne Aussicht am Jungen Ensemble Stuttgart verliehen.

Einsendeschluss ist der 30.09.2015.

Webseite: <http://www.jugendtheaterpreis-bw.de>

SpaceNet Award

Das runde Firmenjubiläum hatte SpaceNet in 2014 zum Anlass genommen, um den SpaceNet Award ins Leben zu rufen. Nach dem großen Erfolg des ersten Wettbewerbs soll der SpaceNet Award nun dauerhaft etabliert werden und geht diesmal mit dem Motto „Was geht, wenn nichts mehr geht?“ an den Start.

Beim ersten Kreativwettbewerb ging es mit dem „Erden der Cloud“ noch um ein IT-angehauchtes Thema, auch wenn erfreulicherweise viele Beiträge keinerlei IT-Bezüge aufwiesen. Beim aktuellen Motto „Was geht, wenn nichts mehr geht?“ geht SpaceNet bewusst noch einen Schritt weiter, um zu unterstreichen, dass der Award jetzt und in Zukunft ganz viel mit Kunst, aber überhaupt nichts mit SpaceNet und der IT-Branche zu tun haben soll.

Vielleicht auch weil im IT-Geschäft so vieles nur in virtuellen Sphären stattfindet, liebt SpaceNet gedruckte Bücher zum Anfassen und Bleiben. Die besten Kurzgeschichten und Fotografien werden wieder in dem mittlerweile dritten Buch aus dem Hause SpaceNet veröffentlicht.

Die Werke des ersten Awards finden sich in „Über das Erden der Cloud – Bilder und Geschichten.“ Einige Jahre zuvor ist SpaceNet schon einmal unter die Verleger gegangen und hat „World Wide Was? Anekdoten und Skurrilitäten aus der Gründerzeit des Internets in Deutschland“ herausgegeben.

Bewerbung: Am SpaceNet Award mit dem Motto 'Was geht, wenn nichts mehr geht' dürfen alle kreativen Köpfe außer Mitarbeitern der SpaceNet AG teilnehmen.

Kurzgeschichten müssen ein bisher unveröffentlichtes Werk in deutscher Sprache sein und dürfen ca. 10.000 Zeichen nicht überschreiten. Das Genre ist frei wählbar. Das Foto muss ebenfalls bisher unveröffentlicht sein und eine Mindestauflösung von 5 Megapixeln haben.

Für den Upload sind die folgenden Text-Dateiformate erlaubt: doc, docx, md, pdf, odt, rtf, txt.

Für den Upload von Bildern sind die folgenden Dateiformate erlaubt: jpg, jpeg, gif, png, tif.

Für die Buchpublikation benötigen wir von jedem Teilnehmer zwei bis drei Sätze zu seiner Person und ein Bild, das zusammen mit seinem Werk im Buch publiziert wird. Auf Wunsch können bei Veröffentlichung im Buch und Web Künstlernamen und Avatare verwendet werden.

Teilnahmebeschränkungen: Bei Teilnehmern unter 18 Jahren benötigen wir zusätzlich die Einverständniserklärung eines Erziehungsberechtigten. Mitarbeiter der SpaceNet AG sind von der Teilnahme ausgeschlossen.

Die vollständigen Teilnahmebedingungen finden Sie auf der Wettbewerbsseite: <http://www.spacenet-award.de>.

Kontaktmöglichkeit:

SpaceNet AG

Dr. Joachim Gartz

Mail: j.gartz@space.net

Tel.: 089/32356-263

Verleihung:

Die feierliche Verleihung des Awards mit Lesung findet im Frühjahr 2016 in München statt.

Dotierung:

- 1. Preis Kurzgeschichte: Euro 2.500
- 2. Preis Kurzgeschichte: Euro 200
- 3. Preis Kurzgeschichte: Euro 200
- Nachwuchspreis Kurzgeschichte: Euro 200
- 1. Preis Foto: Euro 2.500
- 2. Preis Foto: Euro 200
- 3. Preis Foto: Euro 200
- Nachwuchspreis Foto: Euro 200

Die Geschichten und Fotos der Plätze 1 bis 30 werden in einem Buch veröffentlicht, das über den Buchhandel erhältlich ist. Jeder Gewinner erhält ein Exemplar des Buchs.

Einsendeschluss ist der 15.12.2015.

Webseite: <http://www.spacenet-award.de>

Wien, am pax vocis 23.1.2019

+ Das maskenhafte Gesicht
das mit im Traum erscheint
in einer mit fremden Staat
das mich erschreckt weil es so
ist als ob ich es in Wirklichkeit

Sähe ich nicht
Ich kann nicht
bringen, nicht
mit mir selbst
hier

Wird der Be
gar nicht da

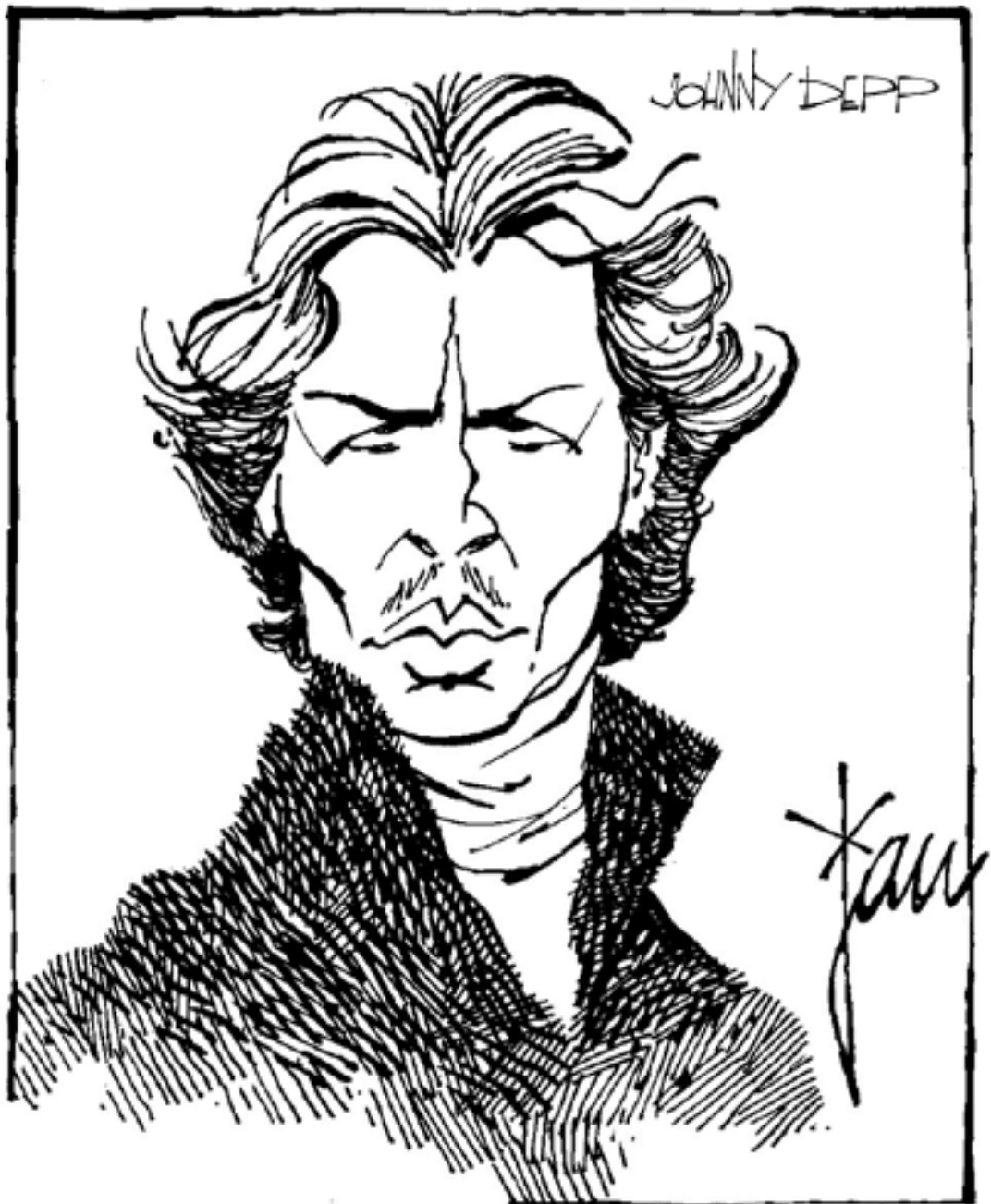
Im Schlaf ja nicht ob ich wach bin oder ob ich träume
ist wirklichkeit vom Traum unter
bei Heruntergehen Soule ein befunde an
einsten Zustand zuer nicht an ein
Bewusstlosigkeit aber oben oben
Bewusstlosigkeit sehr ähnlichen
Bewusstlosigkeit überhaupt gibt ich weiß

oder ob ich träume
scheitern ich
Ich in einem
einen Zustand
in einem
Zustand oder
nicht ob ich

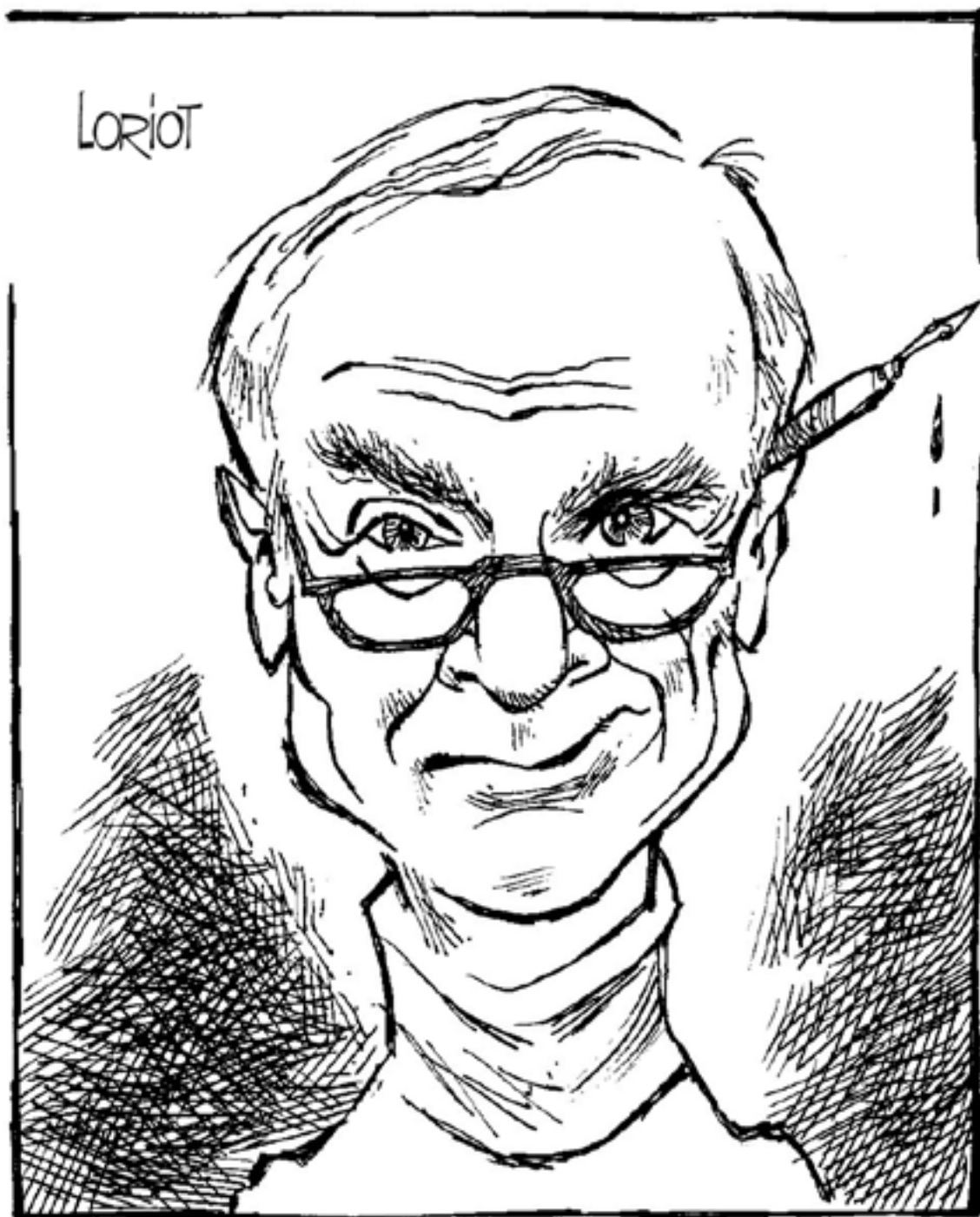
Fremde Angst so wie ich oder ich
auch so
oder sonst
Lust/Trauer
etwa wie
ein ~~ge~~ ge
oder auch ein so

starke Gefühl wie Verzweiflung
liebe Hoffnungslosigkeit oder
Empfindungslosigkeit fühle
aber wenn ich erwache erinnere
ich mich manchmal an meine Träume
und an das was es war - T.T. W.T.

Peter Paul Wiplinger: Das maskenhafte Gesicht, Schachteltext



Zeichnung: Jürgen Janson



Zeichnung: Jürgen Janson

MARCEL REICH-RANICKI



Zeichnung: Jürgen Janson

Vita letzte Seite:

Elin Bell schreibt unter Pseudonym, geb. in Augsburg/Bayern, Apothekenhelferin, Kursleiterin für Autogenes Training, lebt in Glücksburg an der Ostsee. Verschiedene Veröffentlichungen in Anthologien und Magazinen, einer eigenen Lyrik-Publikation und auf ihrem Blog www.elinbell.wordpress.com

eXperimenta

Herausgegeben von Prof. Dr. Mario Andreotti und Rüdiger Heins



Zurückgelassen -
ein Kompass ohne Norden
im Meer des Schweigens

Elin Bell

Foto: Hans-Jürgen Buch, Zahlen der Einsamkeit

Online- und Radio-Magazin für Literatur und Kunst
INKAS - INstitut für Kreative Schreiben - www.inkas-institut.de